

Alexander Rossa

David

und die Freiheit

Eine Novelle in 8 Kapiteln



Alexander Rossa

David

und die Freiheit

Eine Novelle in 8 Kapiteln

© Autor: Alexander Rossa 2015

Durlacher Strasse 100

68219 Mannheim

Printed in Germany

Webseite des Autors: <http://www.yberseh.de/>

Wenn Euch das Buch gefallen hat, dann erzählt allen euren Freunden davon, da der einzige und wahre Lohn des Autors jener ist, dass dieses Buch gelesen, verbreitet und darüber gesprochen wird.

Das Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dieses gilt insbesondere für Übersetzungen, Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Leser darf das Werk natürlich auf seinem Rechner speichern, um es aufzurufen und zu lesen, daraus korrekt zu zitieren (unter Angabe der Quelle und des Autors) und anderen vorzulesen (mit Nennung des Autors). Jede anderweitige Nutzung des Werks, es bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Autors.

Inhaltsverzeichnis

Eins. David.

Zwei. Heimstatt.

Drei. Beobachtung.

Vier. Begegnung.

Fünf. Freiheit.

Sechs. Du.

Sieben. Entscheidung.

Acht. Wahrheit.

Eins. David.

David? Das bin ich. Ich verdiene mir mein wenig Geld, als fleißiger Arbeiter im Weinberg einer großen Einkaufsabteilung. Recht gut bin ich darin, diese bunten Scheinchen zu sammeln. Diese seltsamen Wertzettel meine ich, mit denen man eine Berechtigung für das Leben in der Gesellschaft erwerben kann. Das bedeutet für mich allerdings damit auch, daß ich jeden Tag vollkommen versage. Ja, an für sich, bin ich tatsächlich ein richtiger Versager. Das ist wirklich meine Meinung. Da lebt man plötzlich weit jenseits der 30 und erkennt auf einmal zu seiner Überraschung, daß man sein Leben bisher völlig falsch gelebt hat. Ich denke und fühle tatsächlich nur noch weitgehenst das, was andere von mir verlangen. Meine Wünsche sind diktiert. Anerzogen ist mein Geschmack. Sogar meine Worte wurden mir genommen und durch deren Wörter ersetzt. Den ganzen Tag über erledige ich Unmengen kuriose Dinge, alles nur für andere Menschen. Obschon mir damit klar ist, daß ich mich mit diesem sturen Folgen, eigentlich komplett selbst erledige. Es herrscht eine Art Krieg dort draußen. Die Menschen bekämpfen sich gegenseitig. Sie betreiben Raubbau bei sich selbst und bei ihren Mitmenschen. Buntes Wertpapier und diese Metallscheibchen, dazu lobende Worte, alles das zusammen, es ergibt dieses begehrte Destillat, nach dem die Menschen lechzen. Bestätigung und Lob sind heute die Drogen, nach denen die Menschen gieren. Oft vergessen sie sich über diese ganze Lechzerei selbst. Ich kenne welche unter ihnen, die würden ihre Familie für ein paar lobende Worte verraten.

Lob funktioniert nur wirklich effizient, wenn es knapp gehalten wird. Das ist eine verbreitete Direktive. In den Kreisen vieler Menschen die dazu ernannt wurden, andere Menschen anzuführen, da bedeutet sie Macht und fraglicher Erfolg. Doch wen schert es, ob der Erfolg eine fragliche Basis hat? Wenige. Wenn wundert es da, daß unsere Welt sittlich kühl und kratzig geworden ist? Wohl niemanden. Der omnipräsente Geiz an Lob und Anerkennung, er läßt Menschenseelen an permanenter Luftnot leiden. Das wildeste Raubtier und der gnadenloseste Bändiger, beide sind in uns Menschen vereint. Man muß für diese Gesellschaft einfach funktionieren, mehr bedarf es nicht. Bis zum Zusammenbruch wird gerackert, gedient und gebuckelt. Nur wer reibungslos funktioniert, der kann etwas wohldosiertes Lob erwarten. Ob er es bekommt, dafür gibt es niemals eine Garantie. Ja, eine wirklich feine Hölle haben wir uns da geschaffen. Noch bestürzender ist es nur, das wir dieses alles sogar wissen, aber überhaupt nichts dagegen unternehmen. Wir lassen es

geschehen und einfach über uns ergehen. Viel zu viel lassen wir einfach zu.

Bereits seit Jahren habe ich das Interesse daran verloren, stets frisch und adrett auszusehen. Ob ich gut aussehe, das weiß ich nicht. Mich widert dieses oberflächliche Gegaffe und das Vergleichen der Menschen untereinander einfach nur an. Was wird denn dort wirklich gemustert und abgeprüft? Nichts von Bedeutung und nur Vergängliches. Eigentlich sind es wohl eher die Strategieboliden der vielen Marketingabteilungen, die hier aufeinander treffen und miteinander konkurrieren. Wir sind in diesem bösen Spiel nur die Spielfiguren. Mit meinem geflochtenen Langhaar, da falle ich als Mann, völlig aus dem Rahmen. Wir Menschen meinen zumeist von uns selbst, sehr zivilisiert und kultiviert zu sein. Doch bei dem ganzen menschlichen Miteinander, da kracht inzwischen reichlich Sand im Getriebe. Menschen sterben und verwesen anschließend in ihren Wohnungen, ohne das es der Nachbar bemerken möchte. Säuglinge werden von Balkonen geworfen, angezündet, tot in Schließfächer abgelegt oder in Müllsäcken im Park vergraben. Hunde werden lebendig in Teppiche eingerollt und so im kalten Fluß versenkt, oder sie werden hinter einem Auto zu Tode geschleift. Schreckliche Kriege werden geführt und feiger Terror in die Welt getragen. Ach, eine schier endlose Liste solch erschreckender Merkmale unserer Zivilisation, die könnte man hier leicht vorbringen. Als die Summe ihrer Teile betrachtet, wäre sie kein wirklich gutes Aushängeschild für uns Menschen. Doch möchten wir wirklich so ein Bild von uns in das Universum tragen?

Viele Menschen lesen diese Unmengen an aufregenden Schlagzeilen der Tagespresse bei einem schicken Kaffchen und Plätzchen. Sie echauffieren sich zumeist heftig und vorübergehend. Fast könnte man meinen, es wäre eine Aufregung, die sie herrlich finden. Aufreger als kleiner Kreislaufkick zwischendurch, dazu wären sie einfach ideal. Ist das Tässchen dann geleert, hat sich das spontan aktivierte Interesse zumeist auch schon wieder abgesachtet. Schwamm drüber und aus dem Sinn. Solche Menschen begeistern sich eigentlich nicht mehr wirklich für die reale Welt. Also ich meine damit die Welt, die für sie wichtig ist. Sie beschäftigen sich lieber jede freie Minute mit ihrem Smartphone, dem Pad oder dem Laptop. Sitzt man heute im Wartezimmer eines Arztes, so findet man sich nicht selten vor den Linsen, zahlreicher Smartphones anderer Mitpatienten wieder. Diese hängen direkt am Internet und an den sozialen Medien. Unsere Welt besteht zudem für viele unserer Mitmenschen nur noch aus möglichst anregenden Headlines und provokant geschnittenen Videos. Mit endgeiler Musik müssen sie natürlich unterlegt sein. Doch Realität...? Die ist da eher Nebensache.

Wer achtet in diesem oberflächlichen Informationsgewitter der Medien heute noch darauf, ob diese auch immer seriös und neutral berichten? Menschen sind jeden Tag vielerorts bewußt erzeugtem Stress ausgesetzt. Sie erregen sich dabei stets sehr engagiert. Zunehmend auch kollektiv in Stressgemeinschaften kultivieren sie das Aufregen regelrecht. Wo der Mensch früher noch zwischen virtueller Welt und realer Welt oszillierte, verliert er allmählich seinen Kontakt zum wahren Leben. Der greifbare Lebensraum erscheint immer verpixelter. Viele Menschen verlernen es inzwischen sogar, sich gegenseitig zuzuhören und miteinander wirklich zu sprechen. Etwas pointiert auszudrücken, das ist eine Fähigkeit, die verloren geht. Man postet sich heute lieber ganz einfach gehaltene Wortketten zu. Sonore Formulierungen und Sprachkunst, beides scheint allmählich auszusterben. Mit einem Stift handschriftlich etwas niederzuschreiben? Man plant das abzuschaffen. Wir entwickeln uns kommunikativ zurück. Jenes virtuelle Papier, die schnöde Datei auf dem Rechner, sie ist doch so ungemein geduldig. Die neuen, neusten und allerneusten Medien lassen dabei selbst die scheuesten und törichsten Narren, zu virtuellen Helden und Befreiern einer neuen Scheinwelt werden. Nur entgeht ihnen dabei oft, dass es davon unendlich viele zu geben scheint. Menschliche Beziehungen werden zu monotonen Apps verdichtet. Spannende Erlebnisse mit Freunden, sie werden zu Massively Multiplayer Online Role-Playing Games (MMORPG) umgestaltet. Sie laufen mit gesenkten Häuptern durch die Strassen, gegen Laternenpfähle und direkt vor die Straßenbahnen, stets nur ihre Aufmerksamkeit auf die Smartphones gerichtet. Nur ein ganz einfacher Mann bin ich. Vor der neuen Welt der Menschen und vor dieser unpersönlichen Dateiwelt fürchte ich mich. Inzwischen müssten wir regelrecht digital entgiftet werden.

Was einst als Bereicherung gedacht war, scheint immer mehr disruptiver Art und Weise zu sein. Irgendwann wird das reale Alltagsleben nur noch als Basis für Logistik und Versorgung der virtuellen Welt dienen. Wir wenden uns dabei vom wahren Leben ab, um unseren vielen synthetischen Träumen nachzujagen. Unsere Vorfahren, sie haben das auch schon getan, wird so mancher Leser vielleicht einwenden wollen. Doch die derzeitige Entwicklung, sie ist anders. Sie ist rasanter, viel weitreichender und scheint immer weniger beherrschbar. Unsere Träume und Bedürfnisse werden so weitreichend manipuliert, wie noch nie zuvor. Es sind nicht diese angeblichen Fortschritte, die mich Bange werden lassen. Die massenhaften Verluste und die überschnelle Aufgabe von Werten, sie beunruhigen mich. Viele Werte hatten einfach ihren Sinn. Das hat sie schließlich zu Werten gemacht. Menschen müssen einfach ihre Umwelt erfahren und diese nicht, als zerhackte Wortkette in digital gepushter Form erhalten. Gefühle sollten real gefühlt und vermittelt

werden und nicht als Emoticon gepostet werden, nur um sie danach mit dem halben Erdball zu teilen, um damit ein sozial kompatibles Statement zu platzieren.

Was haben wir uns früher aufgeregt, nicht in Schubladen gestopft zu werden? Doch heute lassen wir es zu, dass wir unsere Individualität mittels minimalistischer Icons zum Ausdruck bringen. Warum tun wir Menschen uns das nur an? Wir berauben uns selbst. Dabei vernetzen wir uns gegenseitig regelrecht in den Wahnsinn. Medikamente werden doch auch ausgiebig getestet und werden zumeist nur schwer zugelassen. So kennen wir das. Wir werden dazu angehalten, unsere Wohnung abzuschließen, um sie vor einem Einbruch zu schützen. Der Hausfrieden ist uns heilig. Die modernen Medien jedoch und die Köpfe hinter ihnen, sie dürfen mit uns anstellen, was sie wollen und von wo sie es wollen. Selbst wenn sie unser gesamtes Leben umkrempeln, unser Denken manipulieren, man unser Privatleben lückenlos überwacht und in ihm herumfuscht, so wird dort nichts getestet und muß nichts zugelassen werden. Es geschieht einfach. Das wird fatale Folgen haben und uns direkt in viele üble Katastrophen führen. Da bin ich mir sicher. Doch wenn es schließlich soweit ist, dann werden wir uns selbst leider nicht mehr helfen können. Zu wenig Menschen wird es geben, die das Wissen für diese besondere Art der Hilfe und Unterstützung besitzen. Bereits heute verfügen die meisten Menschen lediglich über eingeschränktes Nutzerwissen. Die wenigen Fachleute, die wirkliche genügend Kenntnisse haben, sie werden es immer teurer zu verkaufen wissen. Es werden dadurch richtig gefährliche Abhängigkeiten und Erpressbarkeiten entstehen. Dann wird das miese Spiel der Macht wieder einmal neu beginnen. Ich möchte das wirklich nicht miterleben müssen. Ich ahne jedoch, daß es bereits begonnen hat.

So erscheint mir meine Umwelt mit all den Menschen darin, wie ein fremder Planet. Jeden Tag blicke ich in blasse oder bemalte Gesichter. Viele sind nicht selten mit allerlei Haken und Ösen verziert. Es wird überall laut geschrien und gestritten, zu jeder Gelegenheit Fotos mit Smartphones und Digicams geschossen. Man wird heute mit den Daten der geteilten Selbstquantifizierung, bizarren Selfies und mit Fotos vom alltäglichen Mittagessen regelrecht erstickt. Zwischen Fotos vom Hauptgang und dem Dessert erleidet man nicht selten Fotos von entblößten Brüsten, Penisen und Arschritzen. In dieser neuen Welt muß man sich Unmengen von regelrecht pervers reduziertem Worte-Fastfood über sich ergehen lassen. Diese Kost fordert jedoch fast immer nur, kritisieren zumeist unsachlich, mutmaßt, greift vorzugsweise an und wirbt für bizarre Inhalte der Selbstdarstellung. Das gleicht einer Flut von Statements ohne spürbarem Gehalt. Mißverständnisse sind da an der

Tagesordnung. Genau diese werden gerade bei politischen und wirtschaftlichen Entscheidung besonders interessant. Schaltet man seine Devices (Geräte) ab, dann ist man nicht nur »off«, sondern auch überall sogleich »out«. Versucht man die echte Kommunikation mit seinen Artgenossen im sogenannte Reallife, dann blickt man nur in fragende Gesichter und erntet Achselzucken. So erkenne ich rasch, daß mir meine Welt fremd geworden ist. Was einst als Bereicherung gedacht war, das ist zu einer echten Bedrohung für das sinnliche Erleben geworden.

Der Alltag erscheint mir wie ein Gruppenkäfig zu sein. Die Wunder der neuen Welt, sie werden von Game-Designern und VFX-Artists entwickelt. Man kann sie sehen und hören, jedoch nicht riechen, nicht schmecken, nicht spüren und auch nicht erfahren. Kaum ein Mensch achtet heute mehr auf die echten Wunder unserer Welt. Die Wunder in seinem Alltag, sie sind uncool geworden. Von denen haben wir jedoch längst noch nicht alle entdeckt. Es sei denn, sie sind zuvor als farbreduziertes, künstlich aufgehübschtes Foto gepostet und tausendfach geteilt worden. Wir leben in einer mehr und mehr künstlichen Umgebung und sind auch noch stolz darauf. Daher sollten wir bitte höllisch aufpassen, daß wir die wirkliche Welt nicht vernachlässigen und sie nicht unbeobachtet lassen. So ein Fehlen an Aufmerksamkeit, es kann womöglich sehr nachteilig gegen uns benutzt werden. Da wir alle noch auf unsere reale Welt angewiesen sind, um beispielsweise in ihr zu überleben, könnte also rasch auf unserem bunten Traum, ein ganz böses Erwachen folgen. Im realen Leben, ihr lieben Menschen, da kann man leider nur einmal sterben. Ich halte es daher für einen Fehler, sich von eben genau jener Umgebung abzuwenden, aus der wir stammen und von der wir untrennbar abhängig sind. Genau das Gegenteil sollten wir anstreben. Das Streben nach virtueller Unendlichkeit und scheinbarer Vollkommenheit, es kann kein Ersatz für die persönliche Endlichkeit und Begrenztheit sein. Wir sind einfach gezwungen, uns dem Leben, mit all seinen Unannehmlichkeiten und Leiden, zu stellen. Nur so können wir sinnvoll lernen, erfahren und uns entsprechend weiterentwickeln.

Das Lärmen der Stadt, es nervt mich. Ich blicke aus dem Fenster und sehe übernächtigte Kinder. Sie schreien sich gegenseitig an. Überall liegt Müll herum. Tauben mit verkrüppelten Füßen, sie picken an alten Pommes Frites, die auf dem Boden herumliegen. Müde bin ich, so unglaublich müde. Ich mache mich auf den Weg, um mit der Straßenbahn nach Hause zu fahren. Immerhin wohne ich am Stadtrand. An der Haltestelle und in der Bahn starren die meisten Menschen gebannt auf ihre Smartphones. Andere haben die Kopfhörer ihres MP3-Players aufgesetzt. Sie nehmen ebenfalls kaum mehr aktiv am

gemeinsamen Leben teil. So sitze ich auf meinem Platz und sehe einfach zum Fenster hinaus. Ich denke darüber nach, daß mir in diesem Land, würde es denn gerecht aufgeteilt sein, eigentlich etwa 4400 Quadratmeter Land zustehen müssten. Das ist gerade einmal so viel, wie ein kleines Fußballfeld. Etwa 50 Quadratmeter zum Wohnen wären das wohl vielleicht und der Rest, er wäre eine spärliche und eher karge Nutzfläche zur Bewirtschaftung - eventuell auch zur Jagd. Meine Stimmung erreicht nach diesen gedanklichen Wirren, wieder einen neuen Tiefpunkt. Ein sagenhaft mieser Alltag ist das heute wieder. Nach Sonnenuntergang wird er sogar üppig beleuchtet.

Nach einer Weile sehe ich mir die Fahrgäste genauer an. Ich stelle mir vor, wie aus den Mundwinkeln ihrer fast völlig regungslosen Gesichter, ihr Speichel in Fäden herunterhängt. Dabei tropft er manchmal auf ihre Kleidung. Doch sie reagieren und bemerken es nicht. Mit Erstaunen stelle ich plötzlich fest, daß ich über meine Phantasie nicht lachen kann. Bei dem ganzen Lärm des Alltags, da sind die Menschen tatsächlich fast völlig still geworden. Sie schreien viel und husten. Aber es gibt kaum nette Unterhaltungen. Alles ist bedrückend und erschütternd. Wir haben uns alle offenbar nichts mehr zu sagen.

Zwei. Heimstatt.

Ich liege im Bett. Meine Augen sind geöffnet. Meine Fenster stehen weit offen. Ein leises Rauschen der Zugluft ist zu hören. Das Licht der Morgendämmerung kündigt den nahen Tag an. So liege ich einfach nur da und genieße den Augenblick. Ich liebe diese Ruhe. Es sind die Augenblicke, bevor die ersten Vögel ihren Gesang anstimmen. Der morgendliche Atem des nahen Waldes, er ist sauber, ganz frisch und mit dem süßen Duft der Blumen angereichert. Als hätten zauberhafte Dryaden die Flakons des Waldes geöffnet, so werden meine Sinne von diesem Wohlgeruch umschmeichelt. Sicher könnte ich mich umdrehen und versuchen, noch ein wenig zu schlafen. Doch was wäre ich für ein Tor?

Also liege ich nur ganz still da. Mein ganzer Körper ist komplett auf Empfang eingestellt. Jede Bewegung vermeide ich. Der sinnlichen Erfahrung des Augenblicks gebe ich mich hin. Es sind kleinste Momente der wahren Wonne, in einer eher derb geprägten Welt der Menschen. Nur eine kurze Weile der Herrlichkeit bleibt mir noch. Dann wird die Sonne mit ihrem Licht die Straße überfluten. Die Begegnung mit ihrer

Wärme, sie erwarte ich mit großer Freude. Vögel werden singen. Fenster werden geöffnet. Toilettenspülungen werden betätigt. Menschen werden schreien, stinken und lärmern. Ihre Gesichter werden sich an den Fenstern zeigen. Müllbeutel werden in Tonnen geworfen. Die Motoren ihrer Fahrzeuge werden angelassen. Das wunderbare Antlitz des jungen Tages, es wird durch das frisch entfachte Feuer des Alltags regelrecht eingeäschert.

Das Leben, es wäre so reizvoll und schön, gäbe es nicht diese Menschenmassen. Es sind fast immer Neid und Rivalität, die Menschen durch das gemeinsame Leben treiben, als wären sie rote Stiere. Sie haben sich eine allzeit stressierende Multioptionsgesellschaft geschaffen. Diese fordert sie so immens, daß sie für die Wunder des Lebens nahezu blind geworden sind. Inmitten der nervösen Herden, da sehne ich mich nach einer stillen und friedlichen Wonnewelt hinter dem Rosengarten.

Die Zeit vergeht. Ich bin hektisch. Dann ziehe ich mich an. Ich schleiche mich aus dem Haus. Begegnen möchte ich niemandem. Wozu sollte ich das auch wollen? Die Menschen, sie geben mir nicht viel. Auf ihre musternden Blicke kann ich gut verzichten. Lautlos und perfide durchdringen diese Blicke mein Fleisch und verstrahlen meinen Geist. Deutlich spüre ich dieses Unbehagen und Brennen in mir. Fluchtimpulse lösen sie aus. Scharfkantige Wörter verlassen ihre Münder, als wären sie Geschosse. Sie nehmen Kurs auf meine Körperfestung und peitschen mich regelrecht aus. Ihre scheinheiligen Fragen, sie sind mir zuwider. In einem Meer der Heuchelei, versuche ich an der Oberfläche zu bleiben. Selten trifft man jemanden, dessen Fragerei auf einer Welle der Ernsthaftigkeit treibt. Des Menschen Freundlichkeit, sie ist oft nur aufgesetzt und peinlich unehrlich. Zumeist empfinde ich sie nicht mehr nur, als eine besonders üble Art von Respektlosigkeit. Sensitive Menschen entlarven diese lieblose Maskerade rasch. Die ehrliche Meinung...? Auf sie trifft man leider nur sporadisch. Sie offenbart in der Regel persönliche Defizite beim Sender. Das finde ich nicht schlimm. Menschen sind nicht perfekt. Wir leben heute eben in einer Welt, die aus maskierten Meinungen gemauert zu sein scheint. Sie werden kunstvoll verbaut, um Reibungen und Zeitverlusten aus dem Weg zu gehen. Damit formen wir allerdings ein völlig falsches Bild von uns. Fällt erst einmal die Maske, dann erkennen wir uns zumeist selbst nur noch, als völlig entblößt und verunsichert. Damit wandelt sich die Maskerade unmittelbar zu einem Versteck des Trägers. Das fragliche Fundament einer unwirklichen Menschenwelt, es gilt damit als gesetzt.

Mich zieht es an diesem Morgen in den Wald. Der Sommer ist noch jung.

Das Grün in den Wäldern, es zeigt sich frisch und saftig. Dieser Geruch der Bäume, er wirkt betörend auf mich. Der Atem des feuchten Bodens, er berauscht mich. Einigen Sonnenstrahlen gelingt es immer wieder, durch die dichten Blattkronen zu huschen. Auf dem Waldboden erschaffen sie kleine Inseln aus Licht und Wärme. Das leise Summen und Brummen von Insekten, es scheint allgegenwärtig zu sein. Das sind Augenblicke, in denen mein Herz noch lachen kann. Aus einer nahen Quelle schöpfe ich frisches Naß. Dieses frische Wasser in meinen Händen, es ist ganz klar und kühl. Ich sehe es mir an. Fasziniert bin ich von diesem Element. Mein Gesicht benetze ich damit. Wunderbar ist das Gefühl dabei. Wasser erleben zu können, das ist ein Genuss. Es verteilt sich. Kalte Rinnsale mäandern an meiner Brust hinunter. Dieses feine Gekitzel, es läßt mich die Wasserfrische intensiv spüren. Wie ungemein lebendig erscheint mir plötzlich alles. Augenblicklich erfahre ich etwas, das ich eventuell mit dem Begriff Glück beschreiben kann. Sicher bin ich mir nicht. Zu lange habe ich ohne dieses Gefühl gelebt. Da ist sie endlich, jene lebendige Kälte, die mir diese bestimmte Wärme in meinem Herzen gewahr werden läßt. Ich werde mir des wohligen Gefühls bewußt, das ich stets mit einem Hochmaß an Sorgfalt zu behüten trachte. Doch erst einmal im Bewusstsein angekommen, droht diesem Gefühl, seine schnelle Verflüchtigung. Tief im Verborgenen halte ich daher die Erinnerung an es, um mich vor seinem Verlust zu schützen. Erst einmal aufgelöst, setzt augenblicklich der Prozess des Vergessens ein. Wurde es dann erst vollkommen vergessen, so bleibt nur noch Kälte zurück. Dieses frische Naß, es ist schön. Das Wasser lebt. Ganz klar und kühl ist es. Nein, ich habe die Wärme in mir noch nicht vergessen. Sie ist noch vorhanden. Dieses Naß hält die Wärme schön und das Wasser in mir am Leben.

Es ist dieser Morgen. Er ist ungemein reizvoll. Seine Augenblicke lassen mich, die Möglichkeit von Freiheit erahnen. Ich bin in Forscherlaune. Im satten Grün und zu dieser Zeit, fernab von dem lauten Gebrüll und wilden Gerangel der Menschen, da läßt sich der Schmerz ertragen. Es ist dieses unwirtliche Habitat der Menschen, das mir in all den Schatten und in der Nacht, von gleißendem Licht geflutet erscheint. Des Menschen Lebensraum, von ihm selbst geschaffen und inszeniert, er ist nur ein synthetisches Gebilde. Gott ist bei den Menschen. Er scheint mir zu einer Zutat verkommen zu sein. Doch dort bei ihnen steht mein Bett, mein Tisch, mein von den Menschen diktiert Leben. Menschenmassen leben in dieser grotesken Welt um mich herum. Ihre Körper umwirbeln mich. Sie sind unangenehm nahe. Doch wie seltsam ist das? Ich fühle mich im Gedränge und Gerangel dennoch stets einsam. Dabei sind sie üppig da, diese Mitmenschen mit ihrem ewigen Raunen. Überall sind sie präsent und doch auch so weit entfernt. Sie blicken zu mir. An mir vorbei

sehen sie. Einige blicken sogar durch mich hindurch. Sie scheinen alle in ihrer eigenen Welt gefangen. Die Menschen leben ihr Leben offenbar in einer Art Seifenblase. So kommt es mir vor. Diese Sichtweise nährt eine ständig präsente Furcht in mir. Ihre Berührungen sind kalt und glitschig, als wäre Seife zwischen uns. Dringen aus dem Getöse und Geraune tatsächlich sinnhafte Worte zu mir vor, so meine ich immer wieder, nur ihr Echo zu vernehmen. Echos sind ohne Gefühl. Üppig verfremdete Hörkonstrukte sind sie, verzerrte Abbilder der eigentlichen Botschaft.

So stehe ich inmitten der Menschen und im Zentrum ihrer Echos. Dennoch steht das Ich alleine, als wäre es ein gemobbtes Kind auf dem Schulhof. Bei der Geburt, wie auch im Alltag, da bin ich alleine. Selbst beim Sterben werde ich es sein. Das Leben wird mich dann verlassen, als wäre es ein Jahrmarkt, der abgebaut wird. Der ganze Trubel und der Lärm, alles wird einfach von mir abfallen. Irgendwann wird sich selbst der süße Duft seiner vielen Verlockungen verflüchtigt haben. Der Duft vom bunten Naschwerk des Lebens, rasch wird er vergessen sein. Die Reste meiner endlichen Turbulenz, sie werden einfach vom Wind zerstreut. So stelle ich hiermit fest, dass sich eigentlich nichts ändern wird. Mit dieser Erkenntnis ist nun der Augenblick gekommen, in dem sich mir das Leben, als drittklassige Ablenkung von der Einsamkeit offenbart. In vollkommener Freiheit leben zu können, das ist für mich ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Nicht mehr nur als eine absurde Idee, so erscheint mir der Wunsch von einem Leben in Freiheit. Jedoch dieses Begehren, es ist in meinen Kopf eingezogen. Es präsentiert sich mir, als ein eher schlechter Untermieter. Dieser Wunsch fordert mich jeden Tag pausenlos, ohne jedoch seine Schulden an meine Seele zu begleichen. Also nehme ich mir einfach in Raten, was mir für zusteht. Eine Ahnung von Freiheit ist dabei die Währung. Es ist sehr wohl ein fauler Kompromiss, der mich irgendwann einmal verzweifeln läßt. Leider ist Freiheit ausverkauft, auf das mir nur die Ahnung bleibt.

Ich beschließe jetzt einfach, nicht mehr umzukehren. Es zieht mich zu Orten, an denen der ewige Schmerz für mich erträglich ist. Wer kann mir das verdenken? Dort möchte ich versuchen, mein Leben mit Sinn auszufüllen. Dem Leid und der ewigen Hast muß ich entkommen. In meinem Kopf Freiräume für meine Gedanken schaffen, das ist mir wichtig. Ich möchte endlich wieder selbst entscheiden und denken können. Die Menschen und ihre Medien, sie haben mich vollgestopft mit wirren Emotionen und mich mit unnötigem Verlangen aufgewühlt. Die Rastlosigkeit der Menschen, sie wird durch permanente Provokationen immer wieder neu angeheizt. Meinungen werden wie Pralinen serviert, deren Rezept und Zubereitung man entweder schon lange vergessen hat, oder die man nie erlernen konnte. Die Menschen schreien sich

dabei gegenseitig in die dunklen Ecken. Ich suche einen Ausweg aus dieser Hölle voller dünnhäutiger und entzündeter Menschen. Dieser allgegenwärtigen Perversion muß ich entfliehen. Nur noch den Provokationen meiner selbst, denen möchte ich mich widmen. Doch dazu muss es mir gelingen, mich selbst wieder wahrnehmen und hören zu können. Zu viele Stimmen reden auf mich ein. Unmengen bizarrer Bilder versperren mir die Sicht auf mich selbst.

Das Verlangen nach Freiheit, es drängt mich immer tiefer in den Wald hinein. Der Wald ist die Oase meines Ursprungs, an der ich den Puls meiner Natur noch ein wenig wahrnehmen kann. Wenn der Tag sich seinem Ende neigt, dann werde ich nicht mehr zurückkehren. Ich werde die vielen Brüller und Schreier für immer hinter mir lassen. Sollte ich ihnen wieder begegnen, dann werde ich mich abwenden und ihnen aus dem Weg gehen. Mein Leben wird sich radikal verändern. Vielleicht bedeutet diese Entscheidung meine Verwahrlosung, Hunger und Entbehrungen. Es ist ein Neustart. Doch ich kann den Lärm in meinem Kopf nicht mehr ertragen. Die Menschen haben mich vor langer Zeit mit ihrer Krankheit infiziert. Ich bin von ihren wahnhaften Visionen überschwemmt worden. Ihre kuriosen Medien und Streßkörper pumpen jeden Tag ihr fieses Gift in mich hinein, das mich zerfrißt und mich täglich leiden läßt. Die Krankheit ist bereits ausgebrochen. Sie wird mich töten, wehre ich mich nicht endlich. Ich muß sie abwehren.

Meine Füße tragen mich tief in den Wald hinein. Es duftet herrlich. Ich ziehe meine Schuhe aus. Das Moos und die Blätter unter meinen nackten Füßen, sie sind angenehm kühl und ganz weich. Schuhe wären hier eine unverzeihliche Albernheit. Ich lerne voller Aufmerksamkeit, den Boden zu erfühlen. Erst ganz langsam erfahre ich jeden Schritt neu. Nach einiger Zeit schreite ich bereits voller Respekt voran. Würde ich unnötig hasten, so wäre ich töricht. Jeder meiner Schritte, er bedeutet schließlich Entfernung vom Stresskollektiv der Brüllkörper. Die Berührungen mit dem Boden, sie reduzieren den Lärm in meinem Kopf. Überall sind Tiere, Erde, Blumen. Der Wind rauscht leise durch das Blätterdach der Bäume. Ich verliere mich an diesem Ort in einer wunderbaren Weile der Beinahe-Stille. Immer wieder atme ich durch. Ich kann es hören. Mein Atmen, ich kann es hören! Kaum ist das alles für mich faßbar. Dort irgendwo ist sie wohl, jene Freiheit, die ich erflehe. Man kann ihre Nähe bereits spüren. Endlich sauge ich wirkliche Luft in mich hinein. Sie duftet und führt ungemein viel Lebendigkeit mit sich. Nicht abgestanden ist sie und nicht mit künstlichem Mief durchsetzt. Meinen Durst habe ich mit klarem Wasser stillen können. Meine Seele decke ich mit der lauen Abendbrise behutsam zu. Der Tag floß an mir vorbei, als wäre er ein breiter Fluß. Es geschieht nun endlich, was schon

lange hätte geschehen müssen. Ich lasse mich allmählich in den Abend und die Nacht hineintreiben. Das Brüllen, es scheint endlich verstummt. Alles ist angenehm. An dem Summen der Insekten erfreue ich mich, als wäre ich noch ein kleines Kind. Ist es denn eine Schande, sich wie ein kleines Kind verzaubern zu lassen? Mit großer Faszination entdecke ich die spärlichen Reste von jugendlicher Unbekümmertheit in mir. Könnte ich doch nur diesen Augenblick bewahren, ihn für die Ewigkeit konservieren. Selbst die Schwärze der Schatten um mich herum, sie berühren mein Herz. Die Finsternis der Nacht ist das passende Laken für das funkelnde Sternenmeer über meinem Kopf. Eine tiefe innere Ruhe ist nun in mir. Kein Echo hallt mehr nach. Fast schon hatte ich dieses ungemein wohlige Empfinden vergessen. Nun breitet es sich aus. Es fühlt sich gut an. Ich lechze nach ihm und nach ihr.

Eine ganz feine Stimme in der Finsternis vernehme ich plötzlich. Sanft und lieb ist ihr Klang. Es ist die Stimme einer jungen Frau. Sie ist wunderbar einfach, ganz hell und süß. Als ein leises Kunstwerk erscheint sie mir. Das ist wunderbar seltsam. Sie wirkt auf mich nahezu magisch. Meine Aufmerksamkeit, sie ist gut dosiert einfach da. Ohne jedes Gewicht scheint mein Körper zu sein.

»Du schläfst.«, flüstere ich mir selbst zu. Es läßt mich an meinem Schlaf zweifeln, daß ich mir selbst zuflüstern kann. Das ist gut so.

»Ja, du schläfst, David.«, flüstert die weibliche Stimme.

Sie ist in meinem Kopf. Es ist ein zierlicher Klang. Keinerlei Fragen stehen in meinem Traumtelier bereit. Es ist völlige Dunkelheit um mich herum. Das ist alles sehr verwirrend. Träume ich womöglich einen lichtlosen Traum? Es wäre wohl ein Traum ohne Inhalt und ohne erwähnenswerten Gegenstand. Es wäre jene Schwärze vor meinen Augen, die das Nichts definiert. Doch Schwärze ist stets mehr, als nur das Nichts. Schwärze ist Lichtlosigkeit. Sie ist eine der möglichen Antworten auf Licht. Doch es ist nicht Sein und ist nicht Welt, sondern nur ein Umstand, der uns sehenden Wesenheiten, unsere Umwelt sichtbar werden läßt.

»Es ist kein Traum. Ich bin hier. David. Ich bin für dich da.«, wisperte das flüsternde Mädchen in meinem Kopf.

Eine ungemein liebevolle Stimme ist das. Ich vertraue ihr. Kein Gefühl ist in mir, das ein Erwachen provozieren könnte und meine Aufmerksamkeit bedroht. Bewegen kann ich mich nicht. Nur das Ich im Dunkeln ist jetzt

erfahrbar. Es muß daher einfach ein Traum sein. Ich rede mir selbst etwas Sicherheit ein. Dann entschlief ich mich. Es ist ein spontaner Entschluß. Ich öffnete meine Augen und erschreckte. Meine Augen waren tatsächlich geschlossen. Doch nach dem Öffnen der Augen, alles was bleibt, es ist nur die Finsternis. Dann höre ich das leise Rauschen des Windes in den Bäumen. Ein kühler Luftzug streift mein Gesicht. Ich liege im Wald. Irritiert bin ich, jedoch auch erleichtert. Diese niedliche Stimme, woher kam sie nur? Eine seltsame Erfahrung war das und die Unsicherheit ist es noch immer. Ich bin irritiert. Nur ein dunkler Traum war es wohl, so rede ich es mir ein. Nur einen magischen Traum habe ich erlebt, der hier in einem dunklen Wald mündet. Das süße Flüstern jedoch, es kannte meinen Namen. Das Geschöpf meinte mich. Es widerspricht meinem ersten Entschluß, einen Traum anzunehmen. Die Ereignisse des vergangenen Tages, sie müssen wohl die Ursache dieser bizarren Irrung sein.

Ich schaue mich um. Kaum etwas ist zu erkennen. Ein finsterner Nachtwald umgibt mich. Wie von einer kühlen Hand des Waldes sanft umfaßt, so fühle ich mich. Aber dennoch spüre ich ebenfalls weiterhin diese erste Ahnung von Freiheit. Meine Augen sind müde. Meine Kleidung ist etwas klamm. Plötzlich spüre ich eine Berührung. Nein, wäre es eine tatsächliche Berührung, so wäre sie deutlich zu grob und viel zu schroff. Es ist mehr nur die vage Ahnung einer Berührung. Ein ganz zartes und ungemein dezentes Gefühl nehme ich wahr. So sehe ich mich nahe der Gewißheit, an diesem Ort nicht alleine zu sein. Als würden zwei Seelen in meiner unmittelbaren Nähe einander umspielen und sich gegenseitig necken, so erscheint es mir. Mein ganzer Körper lauscht diesem zierlichen Reiz. Manchmal entdecke ich ihn tief in meiner Brust, dann wieder weich die Haut streifen. Unglaublich selten und fragil, so scheint meine glückliche Kurzweil zu sein. Jede noch so kleinste Bewegung von mir, sie wird diesen wertvollen Augenblick mit Zerstörung bedrohen. Dort scheinen tatsächlich winzige Seelchen zu spielen. Sie tollen ausgelassen umher. Nicht mehr Luft verwirbeln sie dabei, als es der Atem eines kleinen Vogels vermag.

Sehr dunkel ist es. Man kann nichts unbestreitbar erkennen. Selbst bei Tag, da bin ich mir sicher, hätte man sie wohl kaum sehen können. Ich vermag nicht zu sagen, was oder wer sie sind. Doch sie sind da und offenbar ohne jegliche Scheu vor mir. Das ist unheimlich und schön zusammen. Kein Ton ist zu vernehmen. Ich fühle sie deutlich und intensiv. Ja, ich begehre sie sogar fast. Sie sind ein Schimmer der Hoffnung für mich. Ich begreife sie allmählich, als das irdische Ende der Silberschnur meines Seins. So tanzt es ständig in der Luft umher und berührt dabei immer wieder mein Herz. Ob diese Berührungen zufällig

sind oder bewußt gesucht werden, vermag ich nicht zu sagen. Welch süßen Schmerz erfahre ich in diesen Augenblicken, der mich zu Tränen rührt. Wie gerne würde ich mich gehen lassen und mich der Offenbarung meiner Gefühle hingeben. Doch Tränen sind heute noch immer ein Tabu. Doch zeigen sie wirklich Glück, Trauer, Schmerz und Verzweiflung? Nein, sie zeigen mir nur, daß Leben in mir steckt. Sehnsucht und Glück geben sich heute und hier die Hand.

Ich bin gefangen in der kalten Höhle meines Körpers. Er ist eine Hülle, die zu einer schweren Last geworden ist. Sehr weit schon hat sich mein Geist von ihr entfernt. Das schlagende Herz in diesem Couvert der Last, es ist der Magnet, der mich an diese Umhüllung bindet. Immer wieder und unfreiwillig treu, so habe ich meinem Körper auf seine eigenen Beine geholfen. Stets war es vergeblich. Nie blieb es folgenlos. Mein Körper konnte und kann einfach nicht mithalten. Wir sind ein schlechtes Team. Zu einer regelrechten Last ist er geworden. Dazu verdammt bin ich, sein derbes, verfallendes Antlitz und den ganzen Verlauf seiner Vergänglichkeit zu durchleben. Viele Erfahrungen sind mir durch ihn beschert, die eher einem Fluch gleichen. Mein Leben erscheint mir wie eine Mission, welche allerdings nicht meine ist. Die Frage nach dem Sinn meines Daseins, sie steht unlösbar im Raum. Irgendwo ist für alle Lebewesen Heimat. Möchte ich denn tatsächlich so sehr gerne, alles begreifen?

Ungemein verlockend ist es, dieses süße Verlangen nach der okkulten Herkunft. Unser aller Herkunft liegt im Schatten. Hier im Wald bin ich deren Schatten nahe. Ganz nahe liegt meine verborgene Heimstatt, jener Ort, an dem ich meine ganze Liebe und Hoffnung in einer kleinen Schatulle aufbewahre. Jenseits des silabaren Bandes wartet sie auf mich, als wäre sie eine alte Freundin. Zum Greifen ganz nahe, so erscheint mir meine Herzensheimat. Nur ist sie mir in Wirklichkeit so sehr fern und nicht erreichbar. Ich kann sie sanft berühren, aber nicht begreifen. Manchmal ist es der Zauber der Musik, der ihre Gegenwart offenbart. Ein anderes Mal, da sind es die wundervollen Farben eines Bildes, die mir als unverkennbare Fährte dienen. Überall kann man die Nähe meiner Heimstatt erahnen. Sie jedoch aktiv erleben, das kann man nicht. So friste ich mein Leben in einer Art Wartesaal, der von den Menschen gestaltet wurde. Er ist trist, laut und zugig. Seine Fenster sind lieblos zugemauert. Unter den vielen Wartenden herrscht ewiger Hunger, Gewalt und üble Mißgunst. Er ist ein Ort, an dem das Glück seine Farben entrissen bekommt.

Nur hier und heute bin ich endlich unter freiem Himmel. Hier sind nur die Dunkelheit, der Wald und diese seltsamen Wesenheiten. Imaginiere ich

das alles nur? Nein, zu deutlich spüre ich das Andere. Ich spüre, wie es mich lebhaft umtollt und zu necken verweht. Zu gerne würde ich sehen können. Doch das Antlitz dieser winzigen Seelchen, es bleibt mir verborgen. Das Leben bei den Menschen meiner Zeit, es hat mich erblinden lassen. Also lege ich mich zurück auf den weichen Waldboden und lasse mit mir geschehen, was eben geschehen soll. Ich gebe mich der Fremdartigkeit und dem süßen Skurrilen hin. Schon bald genieße ich diese Gesellschaft und das Gefühl von Fastglück und Beinahefreiheit. Es fällt mir seltsam und ungewohnt leicht, der Welt wieder zu vertrauen. Dieses ausgelassene Huschen und die meisterhafte Komposition der Gefühle in mir, sie sind Grund zur Freude. Nur habe ich mein Lächeln verlernt. Selbst wenn ich lächeln wollte, so fehlt mir die Kraft dazu.

Irgendwann schlafe ich ein, ohne es zu bemerken. Doch wo ist sie schon, diese scheinbar drastische Grenze zwischen Traum und dem Gefühl in mir? Sie zu erkennen, das fällt mir schwer. Ich bin zu müde, um der Suche nach ihr, meine Aufmerksamkeit zu schenken.

Drei. Beobachtung.

Wie feines Haar, so fächern sich die ersten Strahlen der Sonne über den Wipfeln der Bäume auf. Als würden sie den Wald sanft aus dem Schlaf streicheln wollen, wandern sie gemächlich über zahllose Blätter und Nadeln. Die Schatten und die Kälte der Nacht, beide weichen dem Licht und der wohligen Wärme des Morgens. Sie lösen behutsam die Nebelschleier auf und fordern das Recht des Tages ein. Aber dennoch sind sie nur ein sanftes Schimmern in der Dunkelheit. Sie scheinen mir an diesem Morgen, als wären sie die Ruder einer Barke des Lichts, die auf den Wellen des Meeres einer ewigen Finsternis schaukelt. Des Menschen Herkunft ist die Dunkelheit. Auch enden die Menschen wieder in ihr. So sind wir nur Reisende auf diesem einsamen Schimmernachen. Eine kurze Überfahrt ist unsere Bestimmung. Wie die Motten vom hellen Schein angelockt und der schieren Neugier erlegen, so folgen wir dem Reiz des Widersinns. Ungemein entzückend und betörend schön, so erscheint uns das Licht, auf dessen glanzvollen Strahlenplanken wir mit Überzeugung gemeinsam die Finsternis verdammen. Wir fürchten viel zu sehr jenen Zustand, aus dem wir geboren wurden. Unsere kindliche Unbekümmertheit, sie ist nahezu vollkommen erloschen. Finstere Fluten und Kälte zehren an uns. Irgendwann werden wir alle in der Farblosigkeit des Ungewissen anlanden. Wir werden das Licht verlassen und in eine endlose Nacht aufbrechen. Dann wird für uns plötzlich zu erkennen sein, daß wieder einmal nicht mehr und nicht weniger, als nur ein einziger weiterer Sonnentag vergangen ist. Es wird ebenso ein Tag sein, wie der gestrige es war und wie der morgige es auch sein wird. Erneut werden wir mit verklärtem Blick die hauchdünne Blauschicht des Himmels bewundern, hinter der uns die endlose Schwärze des Alls erwartet. Man hat uns Menschen nur einen winzigen Augenblick vom Sein geschenkt, den wir als unsere Ewigkeit verstehen. Die Zeit ist ein faszinierendes Phänomen. Sie gleicht ein wenig der Strömung in einem uferlosen Meer, mit der wir uns einfach treiben lassen. Gibt es kein Ufer, so erscheint es natürlich uns sinnlos, mit dem Schwimmen zu beginnen. Welche Richtung sollten wir dabei auch einschlagen? Wohin sollten wir uns bemühen, wenn es kein Wohin gibt? Vielleicht wäre es gut, wir würden uns daher mit dem Tauchen befassen. Tauchen wir in die Tiefen dieses Meeres, irgendwann wird es uns vielleicht möglich sein, den Meeresgrund zu erreichen. Sehr viele Generationen später werden wir uns möglicherweise angepasst haben. Wir werden unter Wasser leben können. Uns werden vielleicht sogar Kiemen wachsen, auf das wir damit keinerlei Ufer mehr benötigen. Wir erschaffen uns ein neues Wohin und vertrauen auf die Natur. Dieses neue Wohin, es ist überall. Wir haben endlich die Zwänge der Zeit überwunden, wenn wir es gelernt haben, sie

für uns zu nutzen und uns an ihre Bedingungen anzupassen. Die Zeit einfach über sich ergehen zu lassen und sie tatenlos mit offenen Mündern zu bestaunen, das erscheint mir einfältig und obszön.

An diesem Morgen in freier Umgebung erfahre ich Latisha. Latisha steht für Wahrheit in ihrer reinsten Form. Ich erlebe Stille in mir. Sie ist der Ort, an dem mein Ich die Wahrheit erfährt. Latisha ist nicht begreifbar. Nur eine sonore Wortkreation ist sie für etwas, das man nicht sehen und nicht hören kann. Sie ist auch nicht schmeckbar. Wahrheit bewirkt Ruhe und vollkommenen Frieden. Sie erschafft einen Raum ohne Fragen. Latisha löst Rastlosigkeit auf. Hektik und Sehnsüchte verschwinden. Jedoch der Rest von mir, er steht in unsichtbaren Flammen. Nur wo die Wahrheit ist, dort kann nichts brennen. Sie ist wie das stille Auge eines Wirbelsturms. Als Ruhepol erfährt man sie. Meine ganze Aufmerksamkeit zieht sie auf sich. In mir ist alles auf sie fokussiert. Das Getöse der Welt, es packt mich. Es zerrt und reißt an mir. Doch die Stille der Wahrheit, sie verstärkt den Lärm des Alltags. Durch sie wird er zu einer Qual. Ein stürmischer Höllentrichter mit tosenden Wänden aus Wünschen, Sehnsüchten und Glauben manifestiert sich um die Stille der Wahrheit. Jedoch tief in mir, da ist sie von allem unbeeindruckt, diese Wahrheit. Sie ist fürwahr das Auge eines Wirbelsturms in mir.

Die vollkommene Stille, dieser Ort der ewigen Rast, er offenbart Latishas Präsenz. Wahrheit ist eine schier unermessliche Kraft in einem Raum voller Glauben und Ahnung. Er ist ein Ort, zu dem ich gehöre und in dem ich sein werde. Latishas Nähe suche ich. Im Sturm des Alltags ihre Nähe zu erhalten, Latisha ganz nahe zu sein, das kostet Kraft. Beharrlich danach zu streben, das laugt mich aus. Sie ist der am eigenen Leib erfahrene Gott, der jeden Glauben unnötig werden läßt. So bin ich nicht mehr in der Lage, auch nur irgendeinen Gott zu begreifen. Doch ich kann ihm begegnen und seinen Schatten bemerken. Er offenbart sich mir, als nur eine vage Ahnung. Mein Gott, er ist Wahrheit. Er ist das offenbarte Echte. Seine Spuren haben sich kraftvoll in meinen Verstand gedrückt. So habe ich gesehen, was nur wenige Menschen zu sehen bekommen. Ich haben mit Körper und Seele Unglaubliches erfahren. Dieses Wesen Gottes, es hat mich berührt. Ja, so kann ich es beschreiben. Wahrheit habe ich erfahren. Seine Spuren liegen unverwüstlich auf meinem Verstand. Ich erlebe sie bei jedem Atemzug und jedem spontanen Lebenskrampf meines Herzens. Ein Grund zur Freude sollten diese Spuren wohl sein. Nur sie sind es leider nicht. Sie verändern den Fluß meines Lebens. Das ist kein Wunder. Der Sturm in mir, er fordert Veränderungen im Haushalt meiner Kräfte. Er beeinflusst dauerhaft meine Aufmerksamkeit. Diese Hinterlassenschaften, sie kann man nicht verdrängen. Es ist nicht möglich, sie zu ignorieren. Den Gesetzen der

Natur folge ich, weil ich nicht anders kann. Der Fuß eines Riesen im weichen Flußbett, er fordert vom Wasser, das Streben nach einer Umgestaltung. Das wird sie wohl sein, meine persönliche Evolution. Doch die Menschen um mich herum, sie verstehen das nicht. Sie glauben nicht an den Riesen, nicht einmal an Zwerge. Im Getöse des Alltags lassen sie sich von der Strömung ihres Lebens einfach treiben, als wären sie Korke. Materielle Freuden, scheinbare Hoffnung und das Fundament des Glaubens, alles das ist nur Treibgut im Meer des Lebens, an das man sich klammern kann. Doch zur wirklichen Zufriedenheit, dorthin führt das alles nicht.

Dieser junge Tag, er hält viele Wahrheiten für mich bereit. Ich bewundere Flora und Fauna, den süßen Duft und die weichen Klänge des frühen Waldes. Sie alle sind ein Indiz auf Latishas Präsenz. Meinen Durst stille ich am nahen Bachlauf. Auch an diesem Morgen ist das Wasser wunderbar klar und kühl. Es ist zufriedenes Wasser. Jedoch Wasser hart in Rohre gezwungen, aufgebraust und mit Laugen gequält, es ist gestresstes Wasser. Wir Menschen behandeln Wasser, als wäre es eine tote Sache oder Nutzending. Dabei ist Wasser so viel mehr. Wir Menschen bestehen aus Wasser. Es ist für uns einfach alles, auf diesem Planeten. Jedoch achten und beachten wir es kaum. Uns fehlt es an gebührendem Respekt. Wir haben unser Wasser nicht einmal umfassend erforscht. Dabei ist es so viel mehr, als nur eine tote, klare Flüssigkeit. Wenn wir Wasser schlecht und respektlos behandeln, so behandeln wir uns damit auch selbst schlecht. Es trägt jede Information in uns hinein, wenn wir es zulassen und begreifen wollen. Fast alles ist durch Wasser und Feuchtigkeit miteinander verbunden. Wasser teilt mit. Nur haben wir vergessen, mit unseren inneren Ohren, auf seine Stimme zu hören. Wasser allerdings, es vergißt niemals. Es gibt heute nur noch wenige Menschen, die so sensibel sind und Wasser als ein Medium zur Anderswelt ehren. Die meisten Menschen der Überflußgesellschaften, sie wissen das Wasser einfach nicht zu schätzen. So erfrische ich mich an diesem Morgen vorzüglich mit Wasser. Danach verspüre ich Hunger, suche nach Beeren und einigen Kräutern, die ich gut kenne. Ich finde nicht viel, aber es schmeckt gut. Dann erleichtere ich mich. Wenn ich in meiner Wohnung bin, dann schließe ich immer das Badezimmer ab. Auch wenn ich alleine bin, verschließe ich dennoch die Tür. Doch hier im Wald, da hat sich mein Schamgefühl vollkommen aufgelöst. Ganz seltsam ist das. Mir ist es hier völlig unwichtig, daß keine Tür vorhanden ist.

Einige Zeit später begeben sich mich ein wenig weiter in den Wald hinein. In der Ferne höre ich einen Specht. Schon seit langer Zeit habe ich mich nach diesem Geräusch gesehnt. Ich freue mich. Wie bereits auch

gestern schon, so spaziere ich auch heute wieder schuhlos durch das dichte Gehölz. An dieses intensive Gefühl an meinen Füßen gewöhne ich mich immer mehr. Auch liegt heute wieder dieses leise Brummen in der Luft. Die Insekten sind bereits seit den ersten Sonnenstrahlen unterwegs, um ihrem emsigen Leben nachzugehen. Kaum mehr denke ich über das seltsame Erlebnis der letzten Nacht nach. Ein sehr seltsamer Traum war das jedoch schon, der mich da heimgesucht hat. Erst als mich ganz plötzlich und unerwartet dieses unheimliche Gefühl beschleicht, beobachtet zu werden, erinnere ich mich sofort. Ich bin mir nicht sicher, was es ist, aber ich bin definitiv nicht mehr alleine. Instinktiv sind meine Sinne sofort hellwach. Treffe ich hier im Wald womöglich auf Menschen? Etwas Schlimmeres kann mir nicht vorstellen. Menschen wären mir an diesem Morgen ein übler Fluch.

Doch da ist tatsächlich etwas. Ich kann es kaum wahrnehmen. Mehr ein Gefühl ist es nur, das in mir um Aufmerksamkeit buhlt. Es ist störend, eine leichte Diskordanz in der Harmonie. Ohne etwas zu erkennen und keinesfalls von mir gestattet, dringt dieses Etwas in meine Intimsphäre ein. In dieser natürlichen Freiheit, da fühle ich mich aus der Ferne unangenehm berührt. Meine Haut zieht sich etwas zusammen. Ein kühler Schauer läuft mir über den Rücken. Das regt mich auf. Ein Empfinden von Wut etabliert sich langsam in mir. Meine Blicke wandern durch den Wald, mustern jeden Stamm und jeden Busch. Mein Atem geht schneller. Auf meiner Stirn bildet sich ein dünner Film aus Schweiß. Doch es ist einfach nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches zu erkennen. Alles ist friedlich, wäre da eben nur nicht dieses beklemmende Gefühl. Vorsichtig bewege ich mich weiter durch den Wald. Ich hoffe auf damit, diesem Angriff auf meinen neu entdeckten Frieden entfliehen zu können. Ganz ohne Hast, völlig ruhig und konzentriert, so streife ich durch den Wald. Der Schweiß auf meiner Stirn, er wird allmählich unangenehm kalt. Immer tiefer in den Wald treibt es mich hinein.

Nach einiger Zeit verliert sich allmählich das bedrohliche Gefühl. Ich verspüre etwas Erleichterung. Dennoch folge ich weiter dem Pfad, um ganz sicher zu gehen. Erst nach einer ganzen Weile werde ich dann doch langsamer. Aufmerksam lausche ich in das Gehölz hinein und sehe mich konzentriert um. Nein, da ist nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Das Gehölz ist wieder so friedlich und schön, wie es zuvor war und so, wie ich es mir wünsche. Zufrieden bin ich nun sehr, daß ich keinem Menschen begegnet bin. Sie sollen mir nur fern bleiben. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas aufrichtig Gutes durch Menschen erfahren zu haben. Doch man mag es kaum glauben, auch so einer wie ich es bin, der hat wahre Freundschaft erleben dürfen. Allerdings war sie tierischer Natur. Mit Tieren habe ich zwar noch nie ein persönliches Wort

gewechselt, aber dennoch sind sie mir innige Vertraute im Herzen. Wie dem auch sei, ich habe mich von dem quälenden Gefühl der Beobachtung endlich befreien können.

Nun stehe ich hier an einer bunten Blumenwiese, mitten im dichten Wald. Es handelt sich um eine Lichtung zwischen den Bäumen, welche durch die Sonnenstrahlen hell erleuchtet ist. Mir sehr zerbrechlich erscheinende Schmetterlinge tanzen über bunten Blüten. Sie sehen prachtvoll aus und stehen den farbenfrohen Blüten der vielen Blumen in nichts nach. Man könnte fast annehmen, diese sanften Sommervögel tauschen mit den schönen Pflanzen Zärtlichkeiten aus. Es ist wundervoll, ihnen dabei zusehen zu können. Ich bin nun doch sehr froh, daß es mich an diesen hellen Ort verschlagen hat. Ich blicke zum Himmel hinauf. Eine Herde kleiner Wolkenschäfchen schwebt geräuschlos über die blaue Himmelsweide. Hier finde ich sie rasch wieder, die wohltuende Nähe zur begehrten Freiheit. Es ist ein Ort jenseits der vom Menschen geschaffenen Realität. Natürliche und unverfälschte Friedlichkeit, sie ist ein Garant meines Glücks. Blätter, Rinden und Beeren ergeben für mich nun ein kleines Zwischenmahl. Obschon es ein wenig karg anmutet, es schmeckt mir angenehm, und es nährt mich gut. Zufrieden sitze ich danach an einem Baum und atme. Ich gebe mich einfach der Lust hin, die frische Waldluft in meine Lungen zu saugen. Sie zu riechen, zu schmecken, ihre Frische zu spüren, alles das, es ist eine echte Wonne.

Die Zeit vergeht. Eigentlich ist sein nur ein beiläufiges Rauschen. Sie verbraucht sich jedoch nicht wirklich. Es ist kein Verlust, um den ich fürchten muß. In der Ferne höre ich den Schrei eines roten Milans. Dieser prachtvolle Vogel, er kreist ganz in der Nähe seine Bahnen in der Luft. Dort muß es wohl Felder und Wiesen geben die er nutzt, um zu jagen. Offenbar habe ich schon bald, eine der Grenzen dieses Waldes erreicht. Ein Verlassen dieser neuen Heimstatt jedoch, das liegt mir fern. Daher denke ich darüber nach, wie es wohl nun für mich weitergehen wird. Wo soll ich nur hin? Offenbar sind Örtlichkeiten sehr rar geworden, in denen man Menschen und ihrem Lärm fern sein kann. Überall haben sie sich ausgebreitet, um ihre Herrschaft und ihre Dominanz anzuzeigen. Nur wenige Orte scheinen frei von menschlichem Frevel und Unrat zu sein.

Dann schrecke ich plötzlich hoch. Wieder ist es da. Dieses beklemmende Gefühl ist wieder in mir. Ich fluche wortlos. Irgendetwas beobachtet mich. Es hat mich tatsächlich verfolgt, aufgespürt und gefunden. Mein Blutdruck steigt an. Die Atmung geht schneller. Ich sehe mich um, suche angespannt die Umgebung ab. Wieder ist nichts zu erkennen. Die Schmetterlinge flattern nahezu lautlos, von Blüte zu Blüte.

Sie scheinen diesen reifen Sonnentag zu genießen. Ansonsten scheint alles friedlich und ruhig zu sein. Dennoch ist dort etwas. Ich kann es deutlich spüren.

»Wer ist da...?!«, rufe ich über die kleine Lichtung.

Doch eine Antwort bleibt aus. Ich warte ab. Nichts geschieht.

»Zeige dich endlich. Ich weiß, daß du da bist!«, versuche ich es erneut und mit etwas mehr Nachdruck.

Wieder nehme ich keinerlei Reaktion wahr.

Dieses Gefühl in mir, es ist jedoch ganz eindeutig. Dort muß einfach etwas sein. Ich wage es kaum, mich zu bewegen. Die Zeit vergeht. Ich harre eine lange Weile einfach nur aus. Inzwischen erreichen die Sonnenstrahlen die Lichtung nicht mehr. Mit diesen hellen Lichtkegeln der Sonne, sind auch die seidenen Sommervögel verschwunden. Die bunte Waldwiese, sie scheint plötzlich erheblich an Farbe verloren zu haben. Es wird Abend. Doch das unterschwellige Gefühl, beobachtet zu werden, es quält mich weiterhin. Ich fühle mich tatsächlich ein wenig bedroht.

Es ist Zeit vergangen. Der Himmel ist klar in dieser jungen Nacht. Zahllose Sterne glitzern über mir. Dieses wunderschöne Gefunkel, es ist in der hellen Stadt bei den Menschen, nicht annähernd so schön. Die Sterne erinnern mich an kleine Diamanten, die auf schwarzem Samt liegen. Es ist kühl geworden. Ein ganz leichter Nebelschleier liegt über den Gräsern der Lichtung. Noch immer harre ich aus. Dieses ominöse Etwas, es beobachtet mich weiterhin. Kein Wild hat sich während der Dämmerung auf die Freifläche gewagt. Das erscheint mir ein weiteres Indiz dafür zu sein, daß ich in Gesellschaft bin. So habe ich beschlossen, die Angelegenheit einfach auszusitzen. Irgendwann muss doch einfach etwas geschehen. Dann werde ich endlich erfahren, wer meinen inneren Frieden belagert und damit meine neue Heimstatt bedroht.

Die Stunden vergehen. Ich bin müde. Kaum mehr kann ich mich wach halten. Es kostet mich viel Mühe, nicht einfach einzuschlafen. Doch irgendwann muss es wohl dann doch geschehen sein.

Kurz vor Tagesanbruch erwache ich. Es ist noch dunkel. Ein erster Schimmer der aufgehenden Sonne, er ist bereits wahrzunehmen. Kühl ist es. Meine Kleidung ist klamm. Müde sehe ich mich in der nahen

Umgebung um. Da ist etwas zwischen den Bäumen. Sofort bin ich hellwach. Mein Körper schüttet Adrenalin aus. Was ist das?

Es ist eine Art Licht. Dieser freien Wiesenfläche scheint es sich langsam zu nähern. Lautlos schwebend verläßt es den Schutz des Waldes. Ich bin ganz aufgeregt. Es ist auf der Lichtung jetzt ganz klar zu erkennen. Ein seltsamer Lichtschein ist es. Wie eine kleine Kugel sieht er aus. Sie nähert sich mir langsam. Mitten auf der Lichtung stoppt das Licht in der Luft. Zunächst geschieht nichts weiter. Es ist einfach nur Stille um mich herum. Ich wage es kaum, zu atmen. Mein Herz klopft unangenehm. Meine Augen brennen ein wenig.

Aus dem Fastdunkel des Waldes, da erscheinen plötzlich aus allen Richtungen Motten. Oder sind es sogar Schmetterlinge? Erst als einige dieser fantastischen Tiere ganz dicht an mir vorbeifliegen, erkenne ich es genau. Es sind tatsächlich alles Schmetterlinge. Nur durch das seltsame Licht der Kugel beschienen, kann man sie überhaupt erkennen. Ein faszinierendes Schauspiel offenbart sich mir, das ich nie zuvor beobachten konnte. Die matt leuchtende Kugel, sie wird allmählich amöboid und verformt sich. Die Gestalt einer jungen Frau aus fahlem Licht erscheint allmählich auf der nächtlichen Waldwiese. Die Sommervögel flattern ganz aufgeregt um sie herum. Man kann die Tiere kaum erkennen. Doch sie sind tatsächlich da. Das karge Licht, es läßt sie alle ungewohnt grau aussehen. Fast wie große Motten muten sie an. Die Wesenheit steht nun mitten auf der ruhenden Lichtung. Sie scheint völlig aus seltsam fahlem Licht zu bestehen. Dennoch kann man viele Details erkennen. Sie trägt langes Haar, hat eine zierliche Statur. Selbst ihre Finger kann man erkennen, als sie einen Arm ein wenig hebt. Bedrohlich wirkt sie überhaupt nicht auf mich. Ihre Anwesenheit erfüllt alles um mich herum, mit einer seltsamen Energie. Diese scheint fast magisch zu sein.

Inzwischen bricht der Tag langsam an. Das erste Licht der Sonne, es bringt sogleich einige der vielen Farben in den Wald zurück. Das Wesen wird allmählich immer undeutlicher und ist für mich immer schwerer auszumachen. Doch plötzlich wendet es sich mir zu. Es scheint mir fast, als würde mich dieses seltsame Mädchen direkt ansehen. Ja, sie ist es, die mich am Tag zuvor beobachtet hatte. Jetzt bin ich mir vollkommen sicher. Es ist dieses gleiche Gefühl in mir zu spüren, wie schon am Tag zuvor. Ganz langsam nähert sich das seltsame Lichtwesen. Ihm folgen die vielen Schmetterlinge, die es aufgeregt umflattern. Eigentlich müsste ich wohl Furcht verspüren. Doch in mir ist ein Gefühl von Glück und Freude. Ich habe ein ungemein schönes Erlebnis und bin mir dessen auch bewußt. Das Licht des Tages, es zeigt sich allmählich durch einen

orangenen Schimmer am Himmel. Dieses Bunt der Sommervögel, es kehrt langsam mit den Strahlen der Sonne zu den Tieren zurück. Nur noch wenige Meter trennen dieses faszinierende Mädchen von mir. Einen feinen Blumenduft nehme ich wahr. Er ist seltsam anders, als der Duft der Wiesen und des Waldes am Tag. Dieser Geruch enthält ungemein betörende Aspekte. Es scheinen Duftstoffe in ihm zu sein, die mir völlig fremd sind. Ich habe sie möglicherweise nur vergessen. Kaum mehr ist diese strahlende Kreatur noch zu erkennen. Zu sehr dominiert bereits das Licht des neuen Tages die gesamte Waldbühne. Als die junge Frau mich schließlich erreicht, ist sie praktisch visuell für mich verschwunden. Nur noch die vielen Sommervögel bleiben in ihrer ganzen Pracht zurück. Fast erscheint es mir, als würde die ganze Herrlichkeit dieser Erscheinung, vollkommen in den Farben der Schmetterlinge aufgegangen sein. Dieses ganze Erlebnis, es fühlt sich vollkommen natürlich und beruhigend harmonisch an. Die samtene Schmetterlinge, sie umwirbeln nun plötzlich mich. Sie bereiten mir damit eine unbeschreibliche Freude. Einige von ihnen berühren meine Haut. Deutlich spüre ich den feinen Kitzel. Die Frau ist jetzt fort. Sie hat sich im zunehmenden Licht der blauen Stunde einfach aufgelöst. Zu einer schlichten Ahnung bei Tag ist sie wohl nun geworden. Ich bin tief beeindruckt.

Die bunten Sommervögel verteilen sich allmählich wieder auf der Lichtung. Erste Blüten öffnen sich. Alles fügt sich nun so, wie es an einem frühen Morgen im Wald sein soll. Einige warme Sonnenstrahlen dringen inzwischen auch durch die Bäume. Kräftiger Vogelgesang ist zu hören. Wenige Augenblicke später wage ich es endlich, mich wieder zu bewegen. Meine Gelenke schmerzen, als ich mich in den Stand erhebe. Ich bin immer noch ziemlich benommen. So suche ich mir eine Stelle, an der die Sonne bereits den Boden erwärmt. Dort setze ich mich auf diesen ab und denke über die erstaunlichen Eindrücke der letzten Zeit nach. Die sanfte Hitze der Morgensonne ist mir angenehm. Inmitten der Natur und in ihrem friedlichen Schoß, dort finde ich meine innere Mitte schnell wieder. Ich bin froh. Es war definitiv kein Mensch, der mir meinen Frieden bedrohen wollte. Es war die scheue Zurückhaltung dieser Wesenheit. Offenbar ist die sensible Entität bei Tageslicht nicht so leicht auszumachen. Vielleicht folgte mir das das Wesen, weil es von seiner Neugier getrieben wurde. Immerhin verhalte ich mich schon ein wenig anders, als andere Menschen. Dieses Gehölz ist offenbar seine Heimat, in die ich dreist eingedrungen bin und in der ich mich bewege. Als Mensch trage ich wahrhaft keinen positiven Leumundbrief mit mir herum. Mich wundert es tatsächlich kaum, daß alles Lebendige in diesem herrlichen Friedland die Menschen meidet und ihnen mit viel Scheu begegnet.

Der Tag im Wald verläuft eher ruhig. Gegen Mittag höre ich die Stimmen einiger Spaziergänger. Ich gehe den Menschen aus dem Weg. Schon ihre Stimmen provozieren mich. Doch das war schon immer so. Früher traf man mich deshalb oft auf dem Friedhof an. Das ist leider der einzige Ort in der Stadt, an dem die Menschen sich zumeist dezent und ruhig verhalten. Doch selbst dort gibt es immer einige die meinen, laut schwatzen und lachen zu müssen. Für was halten sich diese Menschen? Nur wenige nehmen sich etwas zurück. Kaum jemand erweist damit der Umwelt wenigstens ein Mindestmaß an Respekt. Ich bin froh, dass der leidige Menschenkelch nun an mir vorübergegangen ist. Dieser Gedanke läßt mich innerlich schmunzeln. Christlichen Ursprungs ist sie wohl, diese Analogie mit dem Kelch und so überhaupt nicht von mir. Dabei bin ich kein Christ. Ein regelrechtes Potpourri aus invasivem Gedankengut der gesellschaftlichen Großkörper hat sich in meinem Kopf ausgebreitet. Wie Unkraut, so wuchert es auf meinem Entscheidungszentrum. Unsinnige und nutzlose Gedanken lassen mich groteske Entscheidungen treffen. Was hat man nur mit mir gemacht? Abstand brauche ich. Zu schön ist die Natur, als das ich sie mit einem Haufen Menschen in ihr nötig hätte. Auch ohne Menschen findet man überall deren hässliche Spuren und Massen an Abfall. Je mehr ich mich der Natur verbunden fühle, desto mehr erscheint mir der menschliche Abfall störend und ekelhaft. Es erfüllt mich mit Scham, selbst auch ein Mensch zu sein. Doch ich bin ohne Schuld eben das zu sein, was ich nun einmal bin. Das ist doch das ganze Dilemma, in dem ich stecke.

Meinen Frieden sollte ich nun hier leben. Besser nicht ewig über Menschen hadern, wäre mir anzuraten. So ist er, mein Plan. Jeder noch so winzige Kontakt, er regt mich jedoch auf. Der Glockenlärm der Kirchtürme, er läßt das scheue Wild ängstlich aufblicken. Das Rauschen der fernen Straße kratzt beständig an meinen Nerven. Ich kann das alles einfach nicht abstellen. Ertragen muß ich es. Toleranz muß ich üben bei den Menschen. Sie sind selbst jedoch keinesfalls dazu bereit, das Leben der Pflanzen, der Tiere und auch mein Leben zu tolerieren. Schon bereits vor meiner Geburt war ich ein Gefangener. Ein Recht auf Freiheit wird immer wieder und mit hohem Eifer gesellschaftlich diskutiert. Doch eigentlich stand Freiheit nie wirklich zur Debatte. Sie ist leider nur eine Fiktion, um uns Menschen bei Lust und Laune zu halten. Freiheit ist nur ein Gefühl und damit von Natur aus subjektiv. Das gesamte Gewicht der gefühlten Freiheit, es wird durch das Maß an vorhandener Begrenztheit bestimmt. Freiheit ist immer begrenzt. Erst mit Auflösung aller ihrer Begrenzungen, wandelt sich Freiheit in Grenzenlosigkeit. In einer durch Endlichkeit geprägten Menschenwelt, wird dieser Zustand wohl nur schwer zu erreichen sein. Der Mensch müsste imstande sein, sämtliche in seinem Geist befindlichen Begrenzungen aufzulösen. Bei dem

Prozess des Erwerbens dieser vorzüglichen Errungenschaft, steht der Mensch offensichtlich noch ganz am Anfang. So ist Freiheit heute mehr wie ein Kuchen, den sich die Menschen einfach genommen haben, um diesen unter sich aufzuteilen. So wahnsinnig viele Menschen gibt es, daß sie sich um die kleinsten Krumen streiten und blutige Kriege um sie führen. Aber so ist das Leben eben. Offenbar muß eine Gesellschaft erst tief fallen, bevor sie aus den hieraus erworbenen Erfahrungen, einen gewissen Wert für seine Entwicklung schöpfen kann. Ein einfacher Verlust von Werten reicht da nicht aus. Es muß wohl schon ein regelrechter Wertesturzflug sein, um eine gemeinsame Leidensbasis zu erschaffen. Diese muß dann von möglichst vielen Menschen gefunden werden. Denn nur aus dem Erleiden der Welt ist es den Menschen offenbar möglich, für sich zu lernen und sich effektiv weiterzuentwickeln. Nicht ohne Grund sprechen wir in Zusammenhang mit Schöpfung, gerne von Leidenschaft. Sie ist das leidvolle Begreifen in bildlichem Sinn. Jedenfalls erscheint mir das auffällig. Warum sonst zerfallen Gesellschaften immer wieder aus eigenem Antrieb und mittelbarem Selbstverschulden? Nun, wie dem auch sei, ich möchte mich da wirklich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen. Es wäre eine törichte Anmaßung von mir zu meinen, die Menschen auch nur ein wenig zu kennen. Sie kennen sich doch selbst nicht einmal.

Vier. Begegnung.

Es ist schon Nachmittag. Ich verspüre plötzlich erneut dieses quälende Gefühl, einer nahen Präsenz. Sicherlich ist man in den Wäldern niemals wirklich ganz für sich und alleine. Doch es ist wieder dieses Gefühl in mir zu spüren, von irgendwem oder von irgendetwas beobachtet zu werden. Möglich wäre es, daß es das mysteriöse Phänomen vom frühen Morgen ist. Ich begeben mich zur nahen Lichtung. Jedoch die Schmetterlinge, sie verhalten sich in all ihrer Pracht unauffällig auffällig. Scheinbar genießen sie die Wärme der Sonne. Sie wechseln nur selten die Blüten. Wunderschön sind sie dabei anzusehen. Auch dieser auffällige Blumenduft, der offenbar von dieser mysteriösen Kreatur verströmt wird, er ist nicht wahrzunehmen. Trotzdem scheine ich insgeheim sogar zu erwarten, daß es erneut das seltsame Mädchen ist. Mir erscheint das ein wenig seltsam. Offenbar vermisse ich sie. Natürlich hat sie einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Erstaunt bin ich über mich selbst. Diese Prägung durch das Erlebnis ist offenbar so immens, daß ich mir eine erneute Begegnung regelrecht herbeiwünsche. Die Erscheinung hat mich tief in meinem Herzen berührt. Mit dem Gefühl von

Vertrautheit hat mich diese Kreatur beschenkt. Vertrautheit ist mir in den letzten Jahren fast völlig fremd geworden. Dieses Wesen hat mich erinnern lassen. Fast schon enttäuscht bin ich, daß ich jetzt ihren feinen Duft nicht wahrnehmen kann. Eine Art Schauspiel gelebter Harmonie, so wie ich es neulich erleben durfte, ich sehne es insgeheim herbei.

Der Nachmittag ist schön. Nur die vertrauten Geräusche des Waldes sind zu hören. Ich sehe mich um. Nichts Verdächtiges kann ich entdecken. Alles ist friedlich, wäre da doch nur nicht dieses Gefühl der Unsicherheit. Es irritiert mich. Vollkommen unschlüssig bin ich. Soll ich die Dämmerung und die folgende Nacht einfach abwarten? Auch könnte ich versuchen, diese kuriosen Gefühle zu ignorieren. Einfach wieder meines Weges gehen, das könnte ich wohl. Kurz überlege ich. Dann kommt mein Entschluß. Ich möchte noch eine weitere Nacht an diesem Ort verweilen und abwarten, was geschehen wird.

Der Abend naht bereits. Menschen sind nicht zu sehen. Auch sind keine Stimmen zu hören. Also richte ich mich auf eine friedliche Nacht ein. Ich hoffe, dieses seltsame Wesen erneut zu treffen. Das merkwürdige Gefühl in mir, es nährt diese Hoffnung.

Nun sitze ich hier an einem Baum im Wald. Ich beobachte das beeindruckende Farbenspiel der untergehenden Sonne. Diesem schönen Schauspiel könnte ich ewig beiwohnen. Das üppige Bunt des Tages, es wird allmählich mit einem dünnen Schleier aus purem Gold bedeckt. Die Schatten mehren sich. Sie ziehen durch den Wald, wie die lautlose Spähzüge der nahenden Nacht. Immer länger und länger werden sie dabei und saugen offenbar das abendliche Gold des Waldes auf. Alles was danach noch bleibt, ist das Grau und die Dunkelheit. Auch wird es allmählich spürbar kühler. Die Nacht bringt ein wenig von der Kälte des Weltalls mit. Blumenkelche schließen sich. Vögel verstummen. Die frischer werdende Luft verursacht bei mir eine Gänsehaut. Vielleicht rede ich mir das auch nur ein. Es könnte auch nur meine bloße Unsicherheit sein, die mich zittern läßt. Was würde ich wohl in der kommenden Nacht erleben?

Mein Rücken schmerzt vom langen Sitzen. Meine Augen brennen. Mich plagt der Durst. Während dieser ausgedehnten Wartezeit, da werde ich mir schlagartig gewahr, inzwischen offenbar mein Leibeswohl vergessen zu haben. Jedoch möchte ich nun meine aktuelle Position nicht wegen Hunger aufgeben. Zu wichtig ist mir eine erneute Begegnung mit diesem beeindruckenden Frauenwesen. Ob sie ein Geist ist, eine ruhelose, menschliche Seele oder eine Wesenheit des Waldes ist, eine Art Naturgeist vielleicht, da kann und mag ich mich nicht festlegen. Jedoch

ist diese ungewöhnliche Erscheinung real. Damit ist sie eine Wahrheit für mich. Viele Menschen glauben an Spuk, Engel und die verschiedensten Naturgeister. Doch es ist stets nur der vage Glaube an diese Wesenheiten, der in ihren Köpfen seinen Halt gefunden hat. Der Glaube ist eine kunstvolle Kreation der Hoffnung. Mein Erlebnis in der gestrigen Nacht jedoch, es hat einen Teil meines Glaubens, zur echten Wahrheit gewandelt. So kann ich nicht erklären, was genau ich erlebt habe. Doch das ich Zeuge von etwas Ungewöhnlichem wurde, das ist die kräftige Basis für meine neue Wahrheit. Daher ist es nun mein innigster Wunsch, mehr über dieses Wesen zu erfahren. Ich kann daher jetzt nicht so einfach aufstehen und mich mit allerlei Waldbeeren vollstopfen.

Die Zeit vergeht. Es ist alles ganz friedlich. Die Lichtung ist völlig frei. Eine schwere Süße liegt in der Luft. Es ist der betörende Geruch dieses schlummernden Sommerwaldes. Plötzlich jedoch, da erscheint mir alles seltsam still. Es ist anders, als noch wenige Augenblicke zuvor. Völlig ruhig und tonlos ist es. Ich spüre auch wieder ganz deutlich dieses Gefühl, beobachtet zu werden. Obwohl ich niemanden und nichts erkennen kann, bin ich mir sicher, nicht mehr alleine an diesem Ort zu sein. Dort auf der Lichtung ist etwas, muß einfach etwas sein. Ich kann es leider nicht erkennen. Doch es ist da. Ich bin mir ganz sicher.

Dann habe ich plötzlich ein seltsames Pfeifen im Ohr. Wenn ich mich aufrege, dann nehme ich dieses Geräusch ebenfalls immer wieder wahr. Doch nun ist es irgendwie prägnanter und unangenehmer. Ich höre es zudem immer deutlicher. Dadurch gewinne ich den Eindruck, daß sich diese unsichtbare Präsenz mir offenbar nähert. Zwischen dem Geräusch in meinen Ohren und diesem Phänomen scheint es einen direkten Zusammenhang zu geben. Das ist erstaunlich. Dieses Pfeifen verändert sich. Es klingt in meinen Ohren bereits, wie ein schriller Singsang. Es ist nur kratziger und verändert rasch seine Tonfolge. Ich bin wie paralysiert durch diese Situation. Deutlich meine ich, ein Etwas direkt vor mir zu haben. Das Pfeifen in meinem Kopf, es ist fast zur Unerträglichkeit angeschwollen. Immer wieder möchte ich mir inzwischen meine Ohren schützend zuhalten. Doch je mehr ich mich vor den Tönen zu schützen versuche, um so mehr begreife ich, dass ich ihnen imgrunde vollkommen machtlos ausgesetzt bin. Diese Töne, sie sind nur in meinem Kopf. Selbst wenn ich meine Ohren zuhalte, ändert sich daran nichts.

Mir wird plötzlich ganz unangenehm übel. In meine Augen spüre ich ein Stechen. Ich kneife sie zusammen. Beim Atmen erscheint mir die Luft, als wäre sie eine gallertartige Substanz. Nur mit Mühe vermag ich sie, in meine Lungen saugen. Dabei scheint zu wenig Sauerstoff in ihr vorhanden zu sein. Ich erlebe Schwindel. Mir dreht sich bereits alles. Ich

bin verzweifelt, fast schon panisch. Doch dann auf einmal, ist plötzlich alles wieder vollkommen ruhig. Als hätte jemand nur einen Schalter umgelegt, so ist dieser Angriff auf mich vorüber. Die Luft ist wieder wunderbar weich und duftend. Mein Kopf ist wieder völlig frei. Der Schwindel löst sich auf. Nur das irritierende Gefühl ist noch geblieben, beobachtet zu werden. Diese Wesenheit, sie muß sich unmittelbar in meiner Nähe befinden. Da bin ich mir ganz sicher. Vorsichtig sehe ich mich um. Augenscheinlich bin ich allerdings vollkommen alleine bei dieser Lichtung im Wald. Alles ist vollkommen friedlich, so wie es bereits schon die ganze Zeit zuvor friedlich war. Ich hole erneut tief Luft und versuche mich etwas zu entspannen. Meine Güte, was war das nur?

Doch dann höre ich plötzlich erneut dieses pfeifende Geräusch. Jetzt nehme ich es allerdings nicht mehr, als so sehr quälend und laut wahr. Es quält mich nicht. Das ist wohl richtig. Jedoch belastet es mich erneut. Offenbar erfahre ich etwas, womit mein Kopf und sein Denken nur schwer fertig wird. Wenn ich mich stark konzentriere, dann meine ich in diesem schrillen Pfeifen, ein grelles Flüstergeräusch heraushören zu können. Ich schließe meine Augen, um mich völlig auf dieses Geflüster einlassen zu können. Im entferntesten Winkel meines Geistes, da spüre ich tatsächlich eine Veränderung. Dieses Geräusch scheint wirklich etwas in mir auszulösen. So erkenne ich zuerst nur schemenhafte Bilder. Sie werden jedoch schon bald deutlicher. Je mehr ich mich auf das schrille Wispern einlasse und dabei versuche, mich zu entspannen, desto besser werden die Bilder. Dann staune ich auf einmal doch sehr. In meinem Kopf, vor meinem inneren Auge, da erscheint aus einem ungemein grellen Licht, diese faszinierende Frau vom Vortag. Es ist in mir ein ganz seltsames Gefühl wahrzunehmen. Einerseits spüre ich die Anwesenheit dieser wundervollen Kreatur direkt und auch ganz real vor mir im Wald, sehe sie jedoch gleichzeitig mit meinem inneren Auge. Das ist überaus beeindruckend. Sie ist präsent, dabei doch auch nicht direkt körperlich und nicht greifbar. Das Erlebnis einfach als reine Fantasie abzutun, würde ihr keinesfalls gerecht werden. Sie ist tatsächlich da. Eine völlig andere Lebensform erfahre ich in diesem Augenblick.

Sie lächelt mich an. Seltsame Augen hat sie und ein makellostes Gesicht. Ihre Haut ist ganz blaß und sieht wunderbar samtig aus. Nein, helles Samt würde der Beschreibung dieser schönen Haut, wohl nicht gerecht werden. Fast meint man, sie wäre aus reinem Licht. Ihr Gesicht ist von langem Haar umrahmt, dessen blonde Pracht ihre Schultern umspielt und einen leicht rötlichen Schimmer hat. So sehr fasziniert mich dabei ihr Gesicht, daß ich erst Augenblicke später ihren nackten Körper begreife. Wohlgeformte Arme enden in kleinen Händen mit langen, feingliedrigen Fingern, deren sanfte Berührungen man sich sofort ersehnt. Ein

schlanker Hals, er stimmt auf einen weiblichen Körper ein, dessen Reizen man sich nur sehr schwer erwehren kann. Dennoch wirkt alles an ihr ungemein sinnlich und keinesfalls obszön. Ihre langen Beine mit den kleinen Füßen, sie scheinen dabei keinerlei Gewicht zu tragen oder auch jemals getragen zu haben.

»David, du bist noch hier? Was hält dich nur gefangen, an diesem einsamen Ort?«, höre ich nun eine leise, helle Frauenstimme.

Ich schrecke zusammen. Das war deutlich unerwartet. Die Stimme ist lediglich in meinem Kopf. Daher erscheint sie mir vollkommen rein. Es ist unverkennbar die Frauenstimme aus meinem Traum. Sogleich erkenne ich sie an ihrem feinen und überaus süßen Klang. Mir ist sofort klar, in diese Stimme kann ich mich verlieben. Sie war es also die ganze Zeit. Dieses helle Pfeifen, das war sie. Das Pfeifen erscheint mir nun, wie zahllose Stimmen im Verbund.

»Ja, ich bin wohl eine Erja, eben die eine, die auch viele ist.«

Ich bin völlig mit der Situation überfordert. Es ist mir kaum möglich, diese erstaunliche Präsenz und die Situation wirklich zu begreifen. Viel Angst ist in mir. Doch diese Erscheinung ist so sehr dominant, daß die Angst in mir nicht vollkommen ausreifen kann. Allerdings reifen so auch keinerlei Antworten auf ihre Fragen. Gedanklich stammle ich nur wirres Zeug. Dabei stehe ich in Wirklichkeit nur stumm und mit halb geöffnetem Mund im nächtlichen Wald. Die junge Frau lächelt mich nun an. Mein Herz droht zu zerspringen. Ich glaube, ich beginne, dieser Kreatur vollkommen zu verfallen. Die märchenhafte Frau hebt ihren linken Arm und berührt ganz sanft, mit der Außenfläche ihrer wundervollen Hand, meine rechte Wange. Eine regelrechte Explosion der Gefühle löst sie damit in mir aus. Ich spüre ihre zaghafte Berührung sowohl innerlich, wie auch äußerlich, als würden sich zwei Welten miteinander verbinden. Meine Hände zittern. Eine Träne löst sich. Sie läuft mir langsam über die Wange. Ich spüre dabei, wie sich mein Mund zu einem zaghaften Lächeln verformt. Ganz allmählich lösen sich meine Verkrampfungen auf.

»Ich wollte dich erneut sehen. Deshalb bin ich noch hier.«, schaffe ich es dann doch, meine Gedanken auf den Weg zu bringen.

»Das ist wohl nur ein Teil des wahren Grundes, mein lieber David. Menschen kommen nur selten an die Lichtung heran und lassen diese dann für gewöhnlich, auch gleich wieder rasch hinter sich.«

»Menschen? Ja, wegen denen bin ich wohl auch hier.« Deutlich spüre ich, wie meine Traurigkeit unangenehm in mir aufsteigt. Ja, dieses verhasste Gefühl, es ist mir nur zu gut bekannt.

Erja bemerkt es. Man kann das an ihrer feinen Mimik regelrecht ablesen. Zwar sagt sie nichts und ich höre sie nicht, aber ich bin mir sicher, dass diese Kreatur meine Gedanken dennoch genau kennt. Vielleicht ist es auch dieser angstfreie Raum, den sie tief in mir geschaffen hat, der dieser Schwermut plötzlich wieder mehr Gewicht und Bedeutung ermöglicht.

»Du bist Erja, so meinst du... Was bist du, Erja? Bist du ein Geist, ein Gespenst des Waldes?«

Während ich sie frage, sehe ich dieses unwirkliche Mädchen ganz deutlich vor meinem inneren Auge. Dennoch spüre ich ihre Präsenz ebenso auch direkt vor mir. Eine mir völlig ungewohnte und mehrdimensionale Wahrnehmung ist das. In dieser Situation sinnvoll zu kommunizieren, das verlangt von mir einiges an Konzentration ab.

»Es gab schon so viele Namen für Erja. Als wir den Menschen noch nahe waren, da nannte einige uns Ljósálfar. Die Menschen kamen uns immer näher und näher, verstanden unsere Art zu leben und zu denken jedoch nicht. Sie fürchteten uns und alles, was sie nicht verstanden. So wurden wir zunächst als Überwesen betrachtet und schließlich vergöttert. Dann folgte eine Zeit, in der sie uns akribisch jagten. Dabei störten sie den Wald empfindlich und auch all das Leben in ihm. Mit der Zeit breiteten die Menschen sich immer weiter aus und verlernten allmählich die vielen Sprachen des Lebens, der Vögel und der Elemente.«

Während Erja erzählt, erscheint plötzlich unmittelbar vor mir und wie aus dem Nichts regelrecht herbeigezaubert, eine kleine und sehr hell leuchtende Kugel. Sie umwirbelt mich kurz und tanzt dann völlig lautlos auf der nahen Lichtung umher. Das Bild der jungen Frau, es bleibt jedoch stabil vor meinem inneren Auge erhalten. Während ich also ihre Stimme im Geist wahrnehme, bleiben ihre Lippen fest geschlossen. Es scheint mir fast, als spreche sie zu mir mit ihren Augen. Diese sind dabei ganz anders beschaffen, als die Augen eines Menschen. Die Pupillen sind dabei nicht vollkommen rund und in einem ganz dunklen Blau. Fast mandelförmig sind sie eher, und ihre Augenform erscheint mir, als hätte sie einen leichten, asiatischen Einschlag. Diese Frau wirkt auf mich friedlich und etwas scheu, sie ist aber von einer Aura der Wildheit umgeben, wie man sie aus der Tierwelt kennt. Das ist tatsächlich eine wahrhaft erstaunliche Kombination, die auf mich zugleich auch sehr

anziehend wirkt.

»Du bist also eine Lichtelfe, also ein Art Engel vielleicht? Was bist Du genau? Hilf mir bitte weiter, um das verstehen zu können.«

»So viele Namen, David, so sehr viele Namen gibt es für uns. Dabei sind wir stets nur das, was wir eben sind.«

»Ihr lebt hier im Wald? Wie schafft ihr es, euch vor den Menschen so erfolgreich zu verbergen? Die Menschen, sie sind doch so zahlreich und schnüffeln überall neugierig herum. Sie sind stets auf der Suche danach etwas zu finden, was sie zerstören oder vielleicht sogar auch töten können.«

»Es ist doch nicht wichtig, wo man lebt, sondern von Relevanz, wie man lebt. So sind wir überall und doch auch an keinem spezifischen Ort. Dadurch sind wir wann, wie und wo wir wollen und eben auch fast nie dort, wo Menschen sind. Darin sind wir inzwischen offenbar sehr erfolgreich.«

»Aber du bist jetzt hier bei mir. Ich sehe dich. Das ist nicht erfolgreich.«

»Ja, David, jetzt bin ich hier bei dir...«

»Doch warum ich?«

»Weil wir es uns so wünschen. Du bist anders, David. *Anders* kann durchaus gut, aber auch ebenso schlecht für alles Lebendige sein. *Anders* löst immer auch eine gewisse Andersartigkeit der Welt aus. Veränderungen ziehen weitere Veränderungen nach sich, die wieder Veränderungen nach sich ziehen. Das läßt uns natürlich aufmerksam werden. Jede Veränderung betrifft auch uns.«

»Ach, ich habe die Menschen einfach nur satt. Daher bin ich hier im Wald. So etwas gab es schon immer. Die Eigenbrötler, Idioten und Wirrköpfe, sie waren und sind oft der Menschen überdrüssig.«

»Du bist also hier im Wald, um zu sterben?«

Ich bin über die direkte Frage von Erja erstaunt. Sie hat damit nicht ganz unrecht. Tatsächlich bin ich wohl ein wenig hier, um zu sterben. Zumindest jedoch, stirbt jedoch ein Teil von mir ab. Es ist wohl jener Teil, der meine Inklusion zur Menschheit ausmacht. Eigentlich ist es kein

Fehler, ein Mensch zu sein. Das weiß ich gut. Doch die gemeinsamen Absichten der Menschen sind es, die sie im Kollektiv zu dem macht, was sie heute nun einmal sind. Ich möchte das nicht sein. So zu sein, das schmerzt und quält mich. Das Leben mit und unter ihnen, es zwingt mich jedoch dazu. Beugen muß ich mich. Ich kann nirgendwo hin, um so zu leben, wie ich es mir wünsche. Man hat mich als Säugling einfach zu ihnen gesetzt, als wäre ich ein Meerschweinchen. Also bin ich nach Jahren nun hier in diesem Wald gelandet. Mein altes Leben mit den Menschen, es soll damit enden. So habe ich es beschlossen.

»Im Prinzip ist das so.«, entgegne ich kurz auf Erjas Frage und bin dabei schon ein wenig betrübt. Eigentlich kann man meinen Plan und meine Antwort, als eine Art *persönliche Kapitulation als Mensch* interpretieren. Dabei bin ich ein Mensch. Wenn das nicht frustrierend ist, was ist es dann?

Erja scheint von meinem knappen Geständnis nur wenig beeindruckt zu sein. Sie lächelt mich weiter an und wirkt dabei noch immer ungemein bezaubernd auf mich. Auf der Lichtung tanzt der kleine Lichtball weiterhin durch die Luft. Ich begreife mich inzwischen in einer seltsamen Situation, der ich mich nicht entziehen kann und es eigentlich auch überhaupt nicht möchte.

»Wenn etwas stirbt, so schafft es Platz für Neues. David, du kennst mich nicht. ICH bedeute nun neue Erfahrungen für dich. Deine Wahl nicht so zu sein und auch nicht zu handeln, wie die Menschen nun einmal im Allgemeinen zu handeln pflegen, ist ebenfalls recht neuartig. Nur eines haftet dir beständig weiterhin an: Du bist ein Mensch.«

»Du magst Menschen nicht wirklich, richtig?«

»Es ist nicht eine Frage von Sympathie. Vielmehr ist es eine Frage von Raum und Entwicklung. Das Leben kommt. Das Leben geht. Blumen wachsen, sie blühen und verwelken schließlich. Das wiederholt sich jedes Jahr und verändert sich dennoch mit jeder Blüte ein wenig.«

»Das ist wohl auch richtig. Doch ich verstehe den Zusammenhang nicht.«

Inzwischen beleuchtet der Mond die gesamte Lichtung und taucht sie in ein magisches Licht. Der Wald ist ganz friedlich. Er ist wirklich ein schöner und zu schützender Ort.

»Jedes Lebewesen lebt so, wie es zu leben versteht und wie es das Leben es gelehrt hat, zu leben. Dabei einen Fehler zu begehen, das ist unmöglich. Das ist nicht von wirklicher Bedeutung. Doch jede Entscheidung und jedes Handeln hat Auswirkungen auf das Leben aller Menschen und auch auf das Leben nahestehender Wesen. Diese Auswirkungen, sie sind immer leidenschaftlich. Diese Leidenschaft ist es, die es euch erst ermöglicht, aus dem Leben zu lernen und sich weiter zu entwickeln. Sie ist damit die Prämisse für Evolution. Ein Privileg des körperlichen Daseins ist die Fähigkeit zu lernen. Der Mensch nutzt es immer wieder gerne, ohne es jedoch entsprechend zu würdigen und wertzuschätzen.«

»Deine Worte haben aber einen ziemlich verächtlichen Nachgeschmack. Kann es sein, daß du die Menschen sogar verachtest?«

Erja nähert sich mir. Ich erkenne das an der strahlenden Kugel, die sich ebenfalls langsam nähert. Ebenso spüre ich ihre Präsenz nun viel deutlicher, als Augenblicke zuvor. Diese Frau ist tatsächlich sehr beeindruckend. Ich habe einen großen Respekt vor dieser Erscheinung. Sie beherrscht die Situation und den weiten Raum um sich herum sicher. Unter ihrem Einfluß fühle ich mich völlig hilflos, jedoch auch seltsam gut aufgehoben. Meine Gedanken wirken allerdings ungewöhnlich träge. Ich kann einfach nicht mithalten. Alles ist sehr ungewohnt für mich. Mein Körper fühlt sich stumpf und schwerfällig an. Erja kann offenbar meine Gefühle kontrollieren und diese beeinflussen. Sie ist zudem auch in meinem Kopf präsent. Dennoch spüre ich keinerlei Furcht vor ihr, sondern vertraue diesem Wesen völlig. Andererseits, so muß ich ehrlich gestehen, bleibt mir auch nichts anderes übrig.

»Nein, es ist keine Verachtung. Es ist ein Art tiefe Traurigkeit in mir. So sehr wunderbar sind die Menschen. Sie haben so viele Möglichkeiten und hatten bereits so viele Chancen. Doch sie schaffen es einfach nicht, ihre Welt auch nur annähernd zu verstehen. Sie beschäftigen sich nur mit sich selbst und ihrer Endlichkeit. Sie ist für sie die magische Kraft, die sie paralyisiert und die ihnen ihre Unbeschwertheit raubt. Fast schon manisch geben sie sich einem Treiben hin, das dekadenter nicht sein kann. Als wäre jeder Tag ihr letzter, so verhalten sie sich. Sie wollen aus ihrem Weg zum Ende, das Optimum herausholen und übersehen dabei völlig, dass sie eigentlich alles Lebenswerte verlieren. Sie übersehen einfach ihr Leben. Von einer rastlose Gier nach Glück scheint die Menschheit befallen zu sein. Dabei kann kaum ein Mensch ernsthaft beschreiben, was er eigentlich wirklich unter Glück versteht.«

»Das mag wohl so sein. Mein Glück finde ich jedenfalls nicht bei den

Menschen. Das ist mir sehr schnell klar geworden. Ich suche es hier. Meine Welt erfühlen möchte ich. Sie zu erriechen und zu ertasten ist mein Wunsch. Freiheit möchte ich schmecken und mich an der Vielfalt des Lebens um mich herum erfreuen. So bin ich nicht sehr viel anders, als die Elfen des Lichts. Strebt ihr denn nicht auch ein wenig nach dem Glück?«

»Es ist schon möglich, daß die Ljósálfar und du sich näher stehen, als es vielleicht zunächst erscheint. Du bist immerhin hier, die Menschen nicht. Du schweigst, kannst aufmerksam deine Umwelt erfahren, den Stimmen des Waldes und auch denen des Geistes lauschen, sie jedoch nicht. Dennoch weißt du einfach nichts von uns. Wir haben uns zurückgezogen. Kein Mensch hat jemals unser Reich besucht, seit wir uns zurückgezogen haben. Du bist nur ein einsamer Wanderer, der in eine unserer Marken eingedrungen ist. Ich sehe dich und damit nach dir, David.«

»Ihr fühlt euch durch mich bedroht?«, frage ich erstaunt.

»Es kann keine Bedrohung geben. Mehr ist es wohl so, als wärst du die Ahnung, daß es wieder einmal soweit ist. Die Menschen haben erneut eine Menge ihrer scheinbar ungemein kostbaren Zeit verschwendet, um letztlich doch nur wieder bei uns anzukommen. Sie werden erkennen, daß sie nichts gewonnen und nichts verloren haben. Es wird erneut die gleiche Art von Menschen sein, die wir sehen werden. Etwas andere Erfahrungen haben sie wohl wieder mitgebracht und andere Gepflogenheiten. Doch es werden im Grunde die gleichen Menschen sein. Sie werden immer noch von ihrer Endlichkeit getrieben. Du bist die frühe Ahnung, der vage Schatten am Horizont, daß es so sein wird.«

»Ich fühle mich nicht von meiner Endlichkeit getrieben. Sicherlich kenne ich einige Menschen, die sich so verhalten, wie du es beschreibst. Aber nicht alle Menschen geben sich derart grotesk. Mehr ist es so, daß viele Menschen es niemals gelernt, vielleicht es auch nur wieder verlernt haben, auf eine andere und womöglich viel bessere Art zu leben.«

»Du mußt nichts vor mir verteidigen, wo zu verteidigen nichts ist. Die Menschen kehren immer wieder zu uns zurück, bis sie es irgendwann einmal verstanden haben, wie sie ihr Leben sinnvoll leben wollen. Sie haben dabei nichts zu verlieren. Selbst wenn sie aussterben sollten, haben sie nichts zu verlieren. Sie folgen nur ihrer natürlichen Bestimmung als endliche Organismen dieser Welt. Daher gibt es auch nichts zu verteidigen. Wir sind vielmehr wie aufrichtige Freunde der Menschen. Freunde warten gerne, David. Auch helfen sie bereitwillig, wo

Hilfe sinnvoll erscheint. Nur geben die Menschen uns sehr wenig Anlaß, ihnen zu helfen. Du könntest eine der ganz seltenen Ausnahmen sein. Wir werden sehen.«

»Also habt ihr bereits einigen Menschen geholfen?«

»Aber natürlich, David. Wir stehen stets an der Seite aller großen und mutigen Visionäre der Menschen. Schaffen sie es in eine unserer Marken, so sind wir für sie da. Doch den Pfad der Erkenntnis, den können wir ihnen nicht abnehmen. Den müssen die Menschen stets selbst beschreiten. Er ist zwingend. Einmal wird es eine Zeit geben, in der sie ihn beschreiten können. So ist das Gesetz der Dinge in der Welt. Menschen und Ljósálfar werden dann vielleicht wieder vereint sein.«

»Das klingt so märchenhaft und unwirklich. Alles an unserer Begegnung erscheint mir völlig unwirklich. Wie soll ich mir nur eure Hilfe vorstellen?«

»Wir sind dabei vielleicht nur ein faszinierender Gedanke, ein Gefühl in dir, ein feiner Duft, eventuell der ungewöhnliche Schimmer der Sonne am Morgen, oder wir sind der kleine Schmetterling, der sich auf deine Hand setzt, wenn du deinen Mut verloren hast. Menschen führen wir zusammen und Koinzidenzen herbei. Wir sind der Beleg für die Zufälle, die es nicht geben soll. Oft sind wir auch der sanfte Wind, der deine Tränen trocknet. Niemand vermutet uns hinter allen diesen Dingen, die euch seltsam ungewöhnlich erscheinen, es jedoch nicht ist.«

»Fast wie Schutzengel seid ihr also. Nun gibt es sie doch, diese Engel.«, denke ich plötzlich laut.

»Sicher nicht. Wir kennen keinerlei göttliche Wesen. Auch taugen wir nicht zur Botenschaft. Nur etwas älter sind wir und eben anders, als ihr Menschen. So wie du, so sind auch wir auf der ständigen Suche nach natürlicher Stille und etwas Frieden im Leben und Sein. Auch sind wir bemüht, um den Erhalt unserer Errungenschaften, um aus ihnen lernen zu können. Wir leben nur in einer völlig anderen Form und Ausgestaltung, als es die Menschen für sich gewählt haben.«

Erja verändert bei ihren Äußerungen kaum ihre Mimik. Sie wirkt auf mich ungebrochen positiv. Ihr Erscheinungsteil in Form dieser geheimnisvollen Lichtkugel, es irritiert mich. Ungewohnt und ziemlich anstrengend ist es für mich, auf diese kuriose Weise zu kommunizieren. Man befindet sich in einer Art Schwebezustand zwischen der eigenen sinnlichen Wahrnehmung, seinen Gedanken und den markanten Einflüssen dieser

Kreatur. Diese ist zudem auch noch wunderschön, weiblich und irritierend nackt. Dennoch versuche ich, meine Gedanken zu ordnen und mein Begehren zu drosseln. Vielleicht hat sie ihr Aussehen ohnehin nur für mich gewählt. Eventuell kann sie ihre Gestalt und ihre Form nach Belieben wählen. Ihre wahre Erscheinung, sie ist vielleicht völlig unspektakulär. Meine Aufmerksamkeit liegt nun wieder mehr auf diesem schwebenden Lichtball. Eine seltsame Energie ist sie.

»Ihr seid doch eher nicht körperlich. So würde ich das jedenfalls beschreiben. Also seid ihr wahrscheinlich auch weniger begrenzt, als die Menschen. Wie ist es möglich, daß ihr euch dennoch mit den Menschen vergleicht? Mir ist nicht einmal klar, ob ihr überhaupt sterblich seid und welches euer wirkliches Erscheinungsbild ist.«

»Wir sind alle Kinder dieser Welt. Nur haben wir unsere Zeit der notwendigen Körperlichkeit bereits lange vor der Zeit der Menschen durchlebt. Da war es für uns noch nicht klar ersichtlich, daß die Menschen ihr Ich überhaupt einmal finden würden. Irgendwann überwandern wir die Notwendigkeit des Körperlichen. Körperlichkeit verlor an Bedeutung für uns. Wir hatten für uns einen ganz neuen Platz im Sein gefunden. Unsere alten Stätten, sie zerfielen mit der Zeit. Unsere Spuren wurden durch zahllose Stürme verweht. Es vergingen Jahrtausende. Körperlichkeit ist heute nur noch eine optional wählbare Ausdrucksform für uns. Es gibt andere Formen, die wir zumeist vorziehen. Die Beschäftigung mit der Endlichkeit und das Konstrukt der Sterblichkeit, sie sind eine sehr eigentümliche Idee der Menschen. Sie beruhen auf der Beobachtung der ihnen zugänglichen Umgebung und der Begrenztheit der eigenen Sichtweise. Andere Lebewesen begnügen sich mit der Freude am Leben und hinterfragen es nicht.«

»Also sind wir Menschen zu dumm, um es zu verstehen?«

»In eurer Welt der Begrenzungen und der Endlichkeiten ist es nur zu verständlich, daß die Menschen dazu neigen, im grenzenlosen Raum ihre Grenzen ziehen zu wollen. Diese virtuellen Abgrenzungen bieten den Schein von Sicherheit. Allerdings schränken diese geschaffenen Räume auch ein. Das gilt bei Menschen auch grundsätzlich für Erklärungen und ihre Definitionen zur Welt. Diese sind nur die Methoden dieser Abgrenzungen. Ist etwas erst einmal etwas definiert, wurde damit ein begrenzter Raum geschaffen, dessen Grenzen viel zu selten wieder geöffnet und in Frage gestellt werden. Damit bremsen die Menschen sich leider selbst aus. Dieses angelernte Verhalten, es schränkt euch ein.«

»Ihr definiert also nie etwas?«

»Wir definieren nur temporär, um zu steuern. So ist es uns möglich, unsere gesamte Aufmerksamkeit auf etwas zu legen. Wir schöpfen aus einem uferlosen Ozean eine Kelle Wasser in dem ein Fisch schwimmt, um uns mit diesem Fisch konzentriert befassen zu können. Dann erst können wir ihn studieren. Auf diese Weise entwickeln wir uns weiter. Dabei ist es unerheblich, wo und wann das Studium beginnt und wo und wann es endet, da uns schon die Absicht, ein Ende festlegen zu wollen, sinnlos erscheint. Alles ist ständig in Bewegung und im Fluß. Dabei sind wir selbst immer alles und haben zudem keinerlei Ansprüche auf irgendetwas, da wir es ohnehin schon selbst sind. In einer Welt der Bewegung etwas dauerhaft statisch zu definieren, das ist fürwahr sinnlos.«

»Anstrengend ist es, alles das richtig zu verstehen. Es ist verwirrend.«, meine ich und versuche immer wieder einige Blicke mit der jungen Frau zu tauschen.

Daraufhin löst sich die reizende Erscheinung in meinem Kopf langsam auf. Zudem verändert sich damit auch meine Aufmerksamkeit. Aus dieser leuchtenden Kugel vor mir, bildet sich allmählich ein Frauenkörper. Sofort nehme ich auch diesen seltsamen Duft wahr. Im Dunkel des Waldes, da erscheint Erja als eine wahre Lichtgestalt und beleuchtet die nahe Umgebung mit ihrem blassem Licht. Ihr Licht mischt sich mit dem Schein des Mondes, was die Konturen Erjas teilweise ein wenig auflöst. Von allen Seiten fliegen nun Motten herbei und flattern aufgeregt um die luzide Erscheinung herum. Die unbedeckte Frau, sie scheint dabei selbst, fast über dem Waldboden zu schweben. Ich bin mir nicht sicher, ob sie wirklich körperlich ist und tatsächlich auch über Gewicht verfügt. Völlig lautlos nähert sie sich. Dann vernehme ich plötzlich wieder dieses seltsame Wispern. Es ist jedoch nur sehr leise zu hören. Aber dieses feine Geräusch ist ganz eindeutig. Ich konzentriere mich darauf und erkenne die feine Stimme dieser jungen Frau darin.

»Wir definieren nur, um zu steuern, David. Wir sind hier und dort, einmal nur ein Schatten, dann wieder nur ein kleiner Teil vom Schein des Mondes.«, haucht sie mir ihre Worte entgegen. Dabei streckt sie erneut ihren rechten Arm aus. Dann berührt sie mich wieder an der rechten Wange. Sie streicht mehrfach ganz sanft über sie. Das Gefühl ist unbeschreiblich. Als würden ihre Finger und die Hand nur aus zusammengepresster Luft bestehen, so erfahre ich einen feinen Kitzel der Kühle auf meiner erhitzten Haut. In Kombination mit diesem betörenden Duft und dem unheimlichen Licht ist ihre Berührung ein kaum zu begreifendes Erlebnis.

»Ich werde hier bleiben, Erja. Es gibt für mich kein Zurück in diese viel zu laute und scharfkantige Welt der Menschen. Ich habe diese Welt so ungemein satt. Sie ist so voller Lügen und Unehrllichkeit. Unerträglich ist sie mir geworden.«

»Doch wovon willst du leben? Du mußt dich ernähren. Der Wald ist nicht mehr das, was er einmal war. Er ist nicht mehr in einer solchen Fülle vorhanden, wie er es ehemals einmal war. Der Wald ist nur noch ein kläglicher Rest, der von Menschen kontrolliert und ständig besucht wird. Sie werden in Kürze nach dir suchen und dir helfen wollen, wieder zu ihnen zu gehören.«

»Ihre Hilfe ist eine Zumutung für mich. Wollen sie helfen, dann verstehen sie darunter fast immer nichts anderes, als dass ich so werde und so denke, wie sie selbst. Sie verlangen nicht nur Anpassung. Sie verlangen Unterwerfung. Dem kollektiven Irrsinn soll ich mich ergeben, um wieder zu funktionieren und nicht mehr zu widersprechen. Doch gerade ihre bizarre Eigenkreation von Realität ist es doch, die mich bedrückt und die ich nicht mit ihnen teilen möchte. Ich kann es nicht. Sie ist gegen meine Natur. Sie macht mich krank und zerstört mich.«

»Also wenn du deine Realität nicht leben kannst und nicht die Realität der Menschen leben möchtest, dann bist du nun offenbar in der Mark der Ljósálfar gefangen. Sie ist für dich vielleicht wie eine Art Wartesaal im Niemandsland, in dem nur eine alte Holzbank steht. Wie beide sitzen auf dieser Bank und erzählen uns solange Geschichten, bis das Schicksal uns eines Tages wieder voneinander trennt.«

Das hat sie wirklich treffend formuliert. So ist es tatsächlich. Ich weiß selbst nur zu gut, dass ich mein ersehntes Leben niemals wirklich leben kann. Aber zurück in das andere Dasein der Menschen, dorthin möchte ich auch nicht. Für alle Ewigkeiten, da muss ich nun einmal ehrlich mit mir selbst sein, werde ich nicht in diesem Wald bleiben können. Die Menschen haben ihn so bestellt, dass er einfach zu lebensfeindlich geworden ist. Also bin ich mit dieser Wesenheit an diesen Ort gebunden, bis das Schicksal mich tatsächlich wieder abholt. Der Gedanke gefällt mir nicht, da ich mir mit ihm, meiner Aussichtslosigkeit bewusst werde. Traurigkeit ist in mir und viel Verzweiflung. Ist es vielleicht der Weg in den Wahnsinn, womöglich in den Tod, auf dem ich mich hier befinde? Ich weiß es nicht. Was möchte ich denn schon? Schaden zufügen, das möchte ich sicherlich niemandem. Lehne ich das Leben der Menschen ab, was bleibt mir dann noch? Kompromisse jeglicher Art in dieser Sache, sie erfüllen mich mit Ekel. Sie treiben mich nur immer weiter in die Verzweiflung.

Erja kommt mir auf einmal ganz nahe. Sie breitet langsam ihre Arme aus und schließt sie sanft um mich. Es gibt nichts, was ich dagegen unternehmen kann. Die Welt um mich herum, sie wird plötzlich wunderbar hell und duftend. Diese frauenartige Kreatur schafft es tatsächlich, meinen Körper augenblicklich mit purem Glück regelrecht zu überfluten. Ich fühle mich leicht und unbeschwert. Wie in eine duftende Hülle aus Licht und wohliger Wärme gelegt, so empfinde ich meine Situation. Müde bin ich, so sehr müde. Dann wird plötzlich alles dunkel.

Als ich meine Augen öffne, ist es bereits Morgen. Vögel zwitschern in den Baumkronen über mir. Die Sonne scheint bereits. In den Spinnweben glänzt der Morgentau. Ich blicke auf die nahe Lichtung. Sie ist ein echter Sonnenplatz mitten im Wald. Dort sehe ich wieder einige der bunten Schmetterlinge über den Blüten tanzen. Ich liege auf dem Waldboden und atme tief ein. Das ist so gut für mich. Die frische Luft und der Geruch des Waldes, beides erfrischt mich und meine Seele. Erja scheint inzwischen verschwunden zu sein. Ich fühle auch ihre Präsenz nicht mehr. Ihr Duft ist ebenso nicht mehr wahrzunehmen. Wieder einmal bin ich mir nicht sicher, ob ich dieses Erlebnis vielleicht doch nur geträumt habe. So sehr unwirklich erscheint es mir. Vielleicht bin ich schon völlig verrückt geworden? Allerdings erinnere ich mich an jede Einzelheit und jede Emotion. Eine Täuschung erscheint mir unwahrscheinlich. Ich bin entspannt und gebe mich einer gewissen Nachdenklichkeit hin. Etwas Wunderbares habe ich hier erlebt. Mir hat sich eine Zivilisation offenbart, über die ich bisher nur aus Märchen und Legenden hörte. Doch sie gibt es tatsächlich. Diese Lichtelfen haben es geschafft, sich vor uns Menschen erfolgreich zu verbergen. Aber was ist *Lichtelfe* eigentlich für ein Wort? Es klingt fantastisch, aber auch ein wenig kindisch. Sehr wohl liegt das alles nur an uns Menschen, wie wir mit diesem Phänomen umgehen. Wir haben uns diese Bezeichnung für sie Phänomene doch selbst ausgedacht. Jetzt über diese zu schmunzeln, dies ist hier sicher nicht geboten. Man hätte ihnen auch einen anderen Namen geben können. Doch dieser wäre heute ebenso belächelt worden. Man kann und sollte Menschen einfach nicht ernst nehmen, die an solche Sachen glauben. So sagen sie es doch immer, oder...? Damit verschließen sich die Menschen dauerhaft jedes Tor und jeden Zugang zu der Möglichkeit, dass es derartige Phänomene und Wesenheiten tatsächlich geben könnte. In dem Fall der Ljósálfar ist nun genau so ein Fall eingetreten. Sie gibt es offensichtlich. Ein Sachverhalt, der das Potential besitzt, nicht nur ganz vereinzelt Sichtweisen zu ändern, sondern eher ganze Weltbilder.

Zufällig auf eine so weit entwickelten Zivilisation zu treffen, relativiert für uns Menschen mit Sicherheit ziemlich alles. Zuerst relativiert es die

Sichtweise auf uns selbst. Unsere selbst definierten Grenzen werden in Frage gestellt und damit auch die von uns begehrte Sicherheit für unser eigenes Ich. Wir sind nicht mehr so sehr wichtig, wie wir uns sehen und es gerne wären. Vom Superstar des Universums, da sind wir plötzlich zu einer neandertalisch wirkenden Primitivkultur herabgestuft worden. Nein, wenn wir einmal ganz ehrlich mit uns selbst sind, dann waren wir das bereits vor dem Kontakt auch schon. Wir haben uns eben nur zu gerne eingebildet, so hell wie die Sterne am Firmament zu sein. Dabei sind wir lediglich nur winzige Mikroben, die auf einer blauen Kugel, durch das Weltall fliegen. Wir leuchten nicht, sondern sind mehr nur, der Schatten unserer Welt. Ständig sind wir damit beschäftigt, unsere Lebensraum zu zerstören. Nein, am besten gleich, zusammen mit uns selbst, in die Luft zu jagen. Wer ist denn bitte der Ansicht, dass wir Menschen wirklich clever sind, sägen wir doch mit Akribie an dem Ast, auf dem wir selbst sitzen?

Selbst auf diese Frage hin, da wird es wieder viele überzeugte Menschen geben, die tatsächlich dennoch der Ansicht sind, auf diese Weise klug zu handeln. Es ist die Gier nach einer möglichst umfassenden Ablenkung von der Furcht. Die furchtbarste Furcht ist es dabei, die uns zu derart dekadentem Verhalten verleitet. Es ist die Angst vor der eigenen Endlichkeit, die unsere Welt gnadenlos auslaugt und sie zu zerstören droht. Das ist wohl deutlich verrückter als meine Behauptung, dass es eine uns überlegene Zivilisation geschafft hat, sich erfolgreich vor uns zu verbergen. Kann man zudem mit Sicherheit ausschließen, dass wir uns aus der Zukunft nicht sogar bereits selbst besuchen? Es wird vielleicht einmal eine Zeit geben, in der wir ähnliche Fähigkeiten besitzen werden, wie sie die Ljósálfar bereits heute für sich nutzen. Wir Menschen der heutige Zeit, wir wissen tatsächlich kaum etwas, sondern stützen unsere subjektiven Weltbilder immer wieder auf Annahmen, Trendextrapolationen und immer wieder weitergegebenen Erklärungsversuchen. Die Gesetze der Wissenschaften sind nur so lange exakt und sinnvoll, bis sie oder ihre Methoden widerlegt werden. Das wollen viele Wissenschaftler nicht einsehen, da derartige Entwicklungen angeblich mit Prestigeverlust einhergehen. Zudem belasten und bremsen sie womöglich die eingefahrenen Wege der Macht. Da sind sie doch alle, die Albernheiten einer verrückten Menschheit. Das bei solchen Verwirrungen es durchaus denkbar ist, dass sich die Lichtelfen erfolgreich vor uns verbergen können, das verwundert mich persönlich nur wenig. Ich bin einer Lichtelfe begegnet. Was sagt man dazu?

Fünf. Freiheit.

Mir geht es tatsächlich ganz gut. Ich bin deutlich entspannt. Seit einigen Tagen lebe ich nun hier an dieser Stelle im Wald. Keinem Menschen bin ich seitdem persönlich begegnet. Das ist gut so. Einmal nur, da hörte ich die lachenden Kinder einer kleinen Familie, die offenbar auf einer Wanderung in diesem Teil des Waldes unterwegs war. Ansonsten erlebte ich die letzten Tage sehr friedlich. Hunger habe ich keinen. Sogar ganz gut gereinigt und relativ sauber bin ich, da ich frisches Wasser in meiner Nähe weiß. Man kann es sogar trinken. Ich habe es bis jetzt gut vertragen. Es erfrischt mich weitaus mehr, als das Wasser aus dem heimischen Wasserhahn. Die Menschen sind einfach nicht so wirklich gut zu ihrem Wasser.

Also habe ich nun endlich Abstand zu meinem alten Leben gewonnen. Ich bin in den letzten Tagen mehrfach dieser seltsamen Kreatur begegnet. Eigentlich meine ich inzwischen schon, daß sie stets präsent ist. Nur erscheint sie mir nicht immer so, daß ich sie auch direkt sehen kann. Manchmal spüre ich einfach nur ihre Anwesenheit, oder ihr Duft liegt in der Luft. Auch das Verhalten der Tiere im Wald läßt den Schluß zu, daß sie eigentlich ständig anwesend ist. Es sind vor allem die Schmetterlinge, die es mir anzeigen. Manchmal sieht man Kaninchen auf der Lichtung, die sich auffallend und seltsam verhalten. Zumeist erscheint Erja jedoch in der Nacht. Es ist dann immer wieder schwierig für mich, Traum und Wirklichkeit unterscheiden zu können. Sie ist definitiv real. Doch ihre Erscheinung ist gleichermaßen ungewohnt, jedoch auch regelrecht überwältigend. Die Begegnung mit dieser sonderbaren Kreatur verändert allmählich mein Leben. Sie öffnet mir die Welt und erhellt die schattigen Flächen. Es ist inzwischen eine deutliche Erweiterung meiner alten Welt festzustellen. Ganz neue Sichtweisen erschließen sich mir. Diese Erweiterung ist mir sehr angenehm. Sie ist noch völlig frei und eher unberührt von Menschen. Dort ist nichts fraglich geregelt oder von Menschen korrumpiert. In dieser einstigen Schattenwelt hat alles seinen natürlichen Platz. Obwohl sie neu und ungewohnt für mich ist, so erscheint mir dort alles freundlich und angenehm ungezwungen. Diese neuen Aspekte schenken mir ein Gefühl der Geborgenheit. Auf keinen Fall möchte ich diesen Teil der Welt jemals wieder missen. Auch darf er von Menschen nicht verändert werden. Ich stehe also nun zwischen zwei Welten. Die alte Welt und die neue Welt, beide zusammen verstehe ich allerdings, als eine einzige Welt. Nur ein Ausschnitt ist sie, die alte Welt und nicht mehr. Sie ist nur eine lichte Facette in einem schattenhaften, allerdings auch grenzfreiem Universum. Zu gerne würde ich mein Heim in der alten Welt abbauen, um es in der neuen Welt zu errichten. Die Luft zum Atmen, sie gibt es schließlich

überall. Ich fühle mich der alten Welt einfach nicht mehr zugehörig. In ihr bin ich nicht erwünscht. Eine winzige Irritation im menschlichen Weltkonstrukt, das bin ich nur, mehr nicht. Wie ein unwillkommener und störender Gast, so fühle ich mich im Licht der alten Welt. Diese alte Welt stöhnt und leidet unter der Gewaltherrschaft der Menschen. Sie kämpft mit dem Wahnsinn einer laut brüllenden Meute aus Traumfängern und groben Drängern. Diese enge Parzelle des Seins quält mich. Sie bringt mich um. Ist man tatsächlich noch zu etwas Mitleid fähig, dann kann man in der alten Welt wohl nur noch überleben, wenn man selbst zu einem gewissenlosen Dränger wird. Die Menschen behandeln Empathie, als wäre sie eine auszumerzende Schwäche. Dabei ist sie jener wichtige Teil in uns, der uns mit der Natur verbindet. Glück ist in meinem Leben zu einer Illusion, einer Mär verkommen. Die Erinnerung an wahres Glück, sie ist längst verblasst. Glück ist nur noch ein Luxus, den man sich auch leisten können muß. Da kann man sich selbst einreden, was man möchte. Mich wundert es daher nicht wirklich, daß ich nun einfach nicht mehr von dieser neuen und besseren Welt lassen kann. Man akzeptiert mich in ihr so, wie ich bin. Es wird nichts gefordert. Diese unbekannte Lebensbühne läßt mir Raum für Gefühle und Gedanken. Treffe ich auf Erja, dann ahne ich zumindest, was echte Freiheit tatsächlich bedeuten könnte. Ihre Präsenz schränkt mich nicht ein, wenn ich mich auf sie einlasse. Nahe der Freiheit zu leben, das läßt mich für die Welt der Menschen nutzlos erscheinen. Nun endlich kann ich mich ausklinken. Dann lebe ich nur noch in der neuen Welt. Befreit von allem Gewesenen und Bekannten, *bin* ich dann nur noch.

Wie sähe ein Leben in der neuen Welt aus? Zu gerne würde ich dem Dauerzustand der menschlichen Hysterie, um das leidige Thema *Endlichkeit*, einfach den Rücken kehren. Führt der Weg in die neue Welt womöglich über dieses allseits erwähnte Ende? Doch dann wäre es nicht das wahre Ende. Werfe ich die Teile der eigenen Endlichkeit ab, dann schränke ich mich vielleicht erneut ein und verliere den Zugriff auf die alte Welt. Die neue Welt jedoch, ich darf sie nicht nur als *Séparée* begreifen und erleben. Das wäre nicht nur rücksichtslos, sondern auch nicht sonderlich klug. Man weiß das Licht doch auch nur deshalb zu schätzen, weil man zuvor die Finsternis kennengelernt hat. Zudem muß es noch einen anderen und besseren Weg geben. Erja und ihre *Ljósálfar* haben es doch auch geschafft, beide Welten nutzenstiftend und harmonisch zu beleben.

Gestern erschien Erja nicht alleine. Eine weitere Kugel leuchtete und tanzte über den Gräsern der Lichtung. Doch mir persönlich vollständig erschienen, das ist mir bis jetzt, nur Erja. Sie ist eine wundervolle Erscheinung. Offenbar hält sich die Begeisterung der *Ljósálfar* wirklich in

Grenzen, wenn es um uns Menschen geht. Es mag wohl auch sein, daß wir nicht sonderlich interessant für sie sind. Das jedoch gilt nicht für Erja. Sie fragt mich regelrecht aus, gibt jedoch leider nur wenig Informationen zurück. Doch ihre Informationen, sie erscheinen mir weitaus wertvoller als all jene, die ich ihr geben kann. Es ist schon seltsam. Erja scheint mir wirklich helfen zu wollen. Sie hat meine Verwirrung und meine Hilflosigkeit erkannt. Sie ist mir inzwischen ein wenig vertraut geworden. Zu gerne würde ich mehr über sie erfahren, über die Ljósálfar und den Teil der Welt, der mir selbst noch so sehr fremd ist. Erja hat mir dieses Recht ganz klar zuerkannt. Alles was ich zu erfahren in der Lage bin, soll mir nicht verborgen bleiben. Eine Lebenszeit alleine, sie wird dafür nicht ausreichen.

Da ist sie wieder, diese Endlichkeit, unter deren Bann wir Menschen stehen. Für alles Erfahrbare dieser Welt reicht die Zeit nicht aus. Die Zeit ist knapp und uns daher ungemein teuer. Man könnte darüber nachdenken, daß es vielleicht einfach nicht zum Konzept des menschlichen Lebens gehört, alles Erfahrbare auch wirklich zu erfahren. Ein kluges und kreatives Vorgehen ist vom Menschen gefordert. Unsere Methoden und Strategien zur Welterfahrung, sie sollten schleunigst auf den Prüfstand. Die Natur verschwendet nichts, so heißt es doch. Die Menschen sind wohl entweder zu faul, zu langsam oder zu furchtsam, um entscheidend mehr Welt zu erfahren. Eine interessante Sichtweise ist das, die sich mir immer wieder aufdrängt, seit ich Erja kenne. Doch mich verletzt es schon immer wieder, wenn sie mich mit den Menschen auf eine Stufe stellt. Sicher, ich bin auch ein Mensch. Im Geist jedoch, da bin ich es schon lange nicht mehr. Eigentlich bin ich eine undefinierte Entität im Grenzbereich zwischen dem Offensichtlichen und dem vorhandenen Verborgenen. Meine neue Heimat ist damit das Okkulte. Es ist wohl mehr ein notwendiges Rückzugsgebiet für mich. Es ist das Verhalten der Menschen, das mich in diese Zone drängt. Vielleicht war es am Anfang nur einfache Bedrängnis. Heute empfinde ich es jedoch, als reale Bedrohung. Sie hassen Andersartigkeit. Ich bin anders. Menschen neigen dazu, alles zu zerstören und zu töten, was sie nicht verstehen. Sie verstehen mich nicht. Die Flucht in den okkulten Teil der Welt, sie kann gefährlich sein. Die Menschen fürchten den Schatten. Wäge ich jedoch meine Situation ab, so ist das Verborgene für mich eine Chance auf Überleben. Mein Licht im Leben, das suche ich im Schatten. Nach langer Hetzerei durch die Menschenwelt und all dem Getöse, da sehne ich mich nach innerer Ruhe. Sie ist die Prämisse für das Sehen in der Finsternis. Ich muß den Kopf frei bekommen, um mich einer neuen Welt öffnen zu können.

Erjas Wärme ist wundervoll. Ihre zaghaften und sanften Berührungen

elektrisieren meinen Geist. Als wäre ich eine Art müdes Tier im Winterschlaf, so kündigen sie mir den neuen Frühling und das End der Polarnacht an. Obwohl Erja mir ganz nahe steht, so scheint sie gleichermaßen weit entfernt. Es ist nicht eine unüberwindbare Unnahbarkeit die ich meine, zu empfinden. Nein, es ist eine schwer zu beschreibende Distanz zwischen uns. Erja berührt mich einfach. Mir jedoch, mir gewährt sie keine Berührung, sowohl im Geist nicht, wie auch nicht körperlich. Vielleicht ist dies auch der mysteriöse Umstand, der mich verunsichert und an dem reale Erlebnis weiterhin zweifeln läßt. In den Augenblicken der Begegnung allerdings, da steht es außer Frage, das ich real erlebe und nicht träume. Es mag sein, daß dieses Wesen in dieser Zeit meine Gefühle und Eindrücke dominiert und sie verändert. Doch zumindest die Begegnung, dieses Dominieren und die Veränderung sind völlig real. Wo ist der Unterschied zwischen Phantasie, Vision und Realität, wenn doch alles im Leben Bestand hat? Erjas Berührungen gehen so sehr tief hinein in mein Herz, daß sie mich zu Tränen rühren. Sowohl meine Tränen, wie auch Berührungen, sie müssen daher doch einfach real sein. So schutzlos fühle ich mich. Keine Kraft habe ich mehr, mich gegen Unrecht und Ausbeute zu wehren. Jedes Anliegen lasse ich durch, direkt bis an meine Seele. So kann man mich leicht vernichten. Nur an diesem Ort hier, da fühle ich mich zumindest ein wenig frei.

»Du bist jedoch überall frei, lieber David.«

Erschrocken blicke ich auf. Doch ich sehe niemanden. Auch spüre ich keine Anwesenheit von Erja. Ich bin offenbar tatsächlich alleine.

»Fürchte dich nicht. Ich spüre deine Furcht.«

Ich schrecke auf. Erneut blicke ich mich um. Nervös bin ich. Werde ich nun völlig verrückt? Doch kaum habe ich diesen Gedanken beendet, explodieren meine Gefühle. Mein Kopf droht durch diese emotionale Flut zu zerspringen. Ich sinke auf die Knie und stöhne. Diese heftige Gefühlswoge lähmt mich völlig.

»Was wollt ihr von mir? Warum überfallt und quält ihr mich?«

»Das wollen wir nicht. Ich bin heute nicht alleine zu dir gekommen, lieber David. Einer unserer Ältesten ist bei mir. Ihn hat seine Neugier getrieben. Er will sich von deiner Art erneute überzeugen. Es ist schon sehr lange her, daß er einem Menschen so nahe kommen konnte.«

Ich sehe nichts. Diese Gefühlswogen drohen mich innerlich fast zu zerreißen. Erja berührt mich nicht. Sie ist mir nur ganz nahe. Doch es ist wirklich noch etwas anderes bei ihr. Dieses Andere, es dominiert einfach alles. Unwahrscheinlich machtvoll muß es sein. Seine einzigartige Anwesenheit, sie ist gravierend.

»Wie kann er sich nur überzeugen, quält er mich doch derart?«

Schlagartig hat sich dieser Orkan der Emotionen völlig gelegt. Nur noch Erjas Anwesenheit ist zu spüren. Oh, wie gut das ist. Ich bin sehr erleichtert.

»Was ist geschehen? Ist er wieder fort?«

»Ja, er ist fort.«

»Warum hat er sich und seine Macht nicht einfach nur etwas zurückgenommen, um sich einen Eindruck von mir zu verschaffen?«

»Beides hat er bereits getan.«

Ich bin erstaunt. Langsam komme ich wieder auf die Füße. Irgendwie fühle ich mich nicht gut. Sicherlich hat dieser ominöse Älteste nun einen ziemlich schlechten Eindruck von mir bekommen. Doch meine Gedanken, sie sind für Erja natürlich wieder zugänglich.

»David, das hat er nicht. Es ist nur so, daß er fast reine Wahrheit verkörpert. Ihr Menschen lebt vorzugsweise in einer Welt des Glaubens und der Illusionen. Alles ist danach ausgerichtet, woran ihr glaubt. Euer Denken kennt kaum andere Facetten und Teile als jene, die durch euer Glauben definiert werden. Das weiß der Älteste nur zu gut.«

»Ob das nun so gut ist, das wage ich zu bezweifeln. Ich fühle mich in diesem Augenblick jedenfalls jetzt ziemlich schlecht.«

»Das mußt du aber nicht, David. Er hat ein sehr gutes Bild von dir erhalten. Der Älteste weiß nur zu gut, in welchem Teil der Welt ihr euch selbst eingesperrt habt. Doch du solltest wissen, daß es eben gewaltige Wahrheiten außerhalb eurer Traumwelt gibt. Diese sind zahllos. Sie dominieren nahezu alles. Mit ihnen richtig umzugehen und sie begreifen zu können, das muß man erst lernen. Es bedarf viel Zeit, mit Wahrheiten entsprechend richtig umgehen zu können.«

»Ich verstehe. Wir Menschen leben in einer Art *warmen Wohnung des Wohlfühlens*. Sie ist unsere Welt. Öffne ich plötzlich die Tür und verlasse sie, dann befinde ich mich im tatsächlichen Universum ohne Begrenzungen. Jede Erfahrung dort, sie ist mir natürlich völlig neu und viele davon, überfordern mich und meinen Verstand. Ich muß erst lernen, sie in meinem Geist zuzulassen. Anschließend kann ich versuchen, mich vom Irrglauben zu befreien.«

»Dein Ansatz beim Denken ist wohl schon ganz richtig. Nur stellt der Glaube nicht einmal auch nur die Hälfte des Weges zur Wahrheit dar. Die Unterschiede zwischen Glaube und Wahrheit sind so gewaltig, daß die Welt der Wahrheiten den Verstand des Menschen überfordern. Auch fehlen ihm dafür ganz einfach die Bilder für eine vage visuelle Vorstellung. So fällt es schwer zu verstehen, was dort eigentlich tatsächlich erlebt und wahrgenommen wird.«

»Das muß also richtig trainiert werden. Nun, der Älteste kann das nicht einfach so abschalten oder es nur ein wenig reduzieren? Vielleicht sollte er sich ausschließlich auf reine Glaubensinhalte und möglichst einfache Illusionen konzentrieren, möchte er mich tatsächlich kennenlernen und nicht quälen.«

»Das ist nicht möglich. Der Prozess der Erfahrung von Wahrheiten, er ist nicht umkehrbar und auch nicht lenkbar. Als Träger dieser Erfahrungen wirst du ein Teil von ihr und sie wird auch ein Teil von dir. Bei Tieren ist das anders. Sie handeln nur instinktiv. Sie erkennen Wahrheit, Vision und Glaube nicht in der gleichen Dimension. Tiere reagieren und interpretieren nicht genau so, wie die Menschen zu reagieren pflegen.«

»Dann habe ich nun also auch, zumindest eine Wahrheit erfahren, da ich Kontakt mit einem der Ältesten von euch hatte. Meine Schlußfolgerung ist doch richtig, oder?«

»Teilweise schon. Er ist Wahrheit. Ich bin Wahrheit. Das Spektrum seiner Erfahrungen war dir einfach nicht zugänglich. Wäre er länger geblieben, dann wärst du vielleicht wahnsinnig geworden, eventuell sogar an dieser ungewöhnlichen Art der Blendung gestorben. Nicht nur das Licht hat die Eigenschaft, Wesenheiten blenden zu können. Es blendet nur deine Augen. Echte Wahrheiten jedoch, sie blenden deinen Verstand. Ob du schadlos geblieben wärst, das wäre alleine eine Entscheidung deines Unterbewußtseins gewesen.«

»Dieses gleißende Licht ist mir aus dem Engelsglauben der Menschen

bekannt. Sie stehen damit für die Wahrheit, die wir nicht zu begreifen in der Lage sind. Eine interessante Theorie ist das. So würden viele Menschen Träger von Wahrheiten vergöttern und sie als Überwesen betrachten. Dabei wären sie nur Entitäten, die viel weiter entwickelt sind, als wir Menschen. Diese Wesen haben Zugang zu Wahrheiten, die uns noch verwehrt sind. Deine Anwesenheit jedoch, die verkrachte ich. Du trägst also keine oder nur wenig Wahrheiten in dir?«

»Er ist einer der Ältesten. Ihn gibt es seit Anbeginn der Ljósálfar. Mich jedoch, mich gibt es erst seit wenigen Jahrhunderten.«

»Also bist du noch so eine Art *Kind* bei den Ljósálfar, Erja...?«

Ich ertappe mich selbst dabei, wie ich ein wenig schmunzle. Allerdings vergeht diese Heiterkeit rasch wieder, da ich mir bewusst darüber werde, daß Erja so unglaublich viel weiter entwickelt ist, als ich es selbst wohl bin. Heiterkeit wäre da wohl eher eine Form von Verlegenheit oder fast schon eine Anmaßung. Die Brillanz erfahrener Wahrheiten, sie hat also meinen Verstand geblendet. Trifft man in einem Umfeld des Glaubens, auf Wissen um echte Wahrheiten, dann muss diese Erfahrung wohl erschütternd sein. Sie treibt den dadurch völlig verängstigten und verunsicherten Gläubigen in das schützende Dickicht religiöser Dogmen. Diese hat er gelernt. Sie können ihn ablenken und beruhigen.

Erja ist eine wunderschöne Erscheinung. Auch wenn mir dieses faszinierende Wesen noch ziemlich unbekannt ist, so empfinde ich eine starke Zuneigung zu ihm. Es ist nicht nur die bedingungslose Offenheit, mit der mir Erja immer wieder begegnet, sondern auch ihre Erscheinung, sie ist überaus reizend. Ich bin mir durchaus bewusst, daß es auch sie selbst sein kann, die tief in mir diese Gefühl auslöst. Dennoch steht ihre Anziehungskraft auf mich, für sich.

Der ganze Tag ist wundervoll. Ich kann mich völlig meinen Gefühlen hingeben und den Frieden des Waldes genießen. Dieses Leben in der Abgeschlossenheit, es tankt mich mit Energie auf. Die Tiere haben sich inzwischen an mich gewöhnt und kommen immer wieder ganz nahe an mich heran. Ist Erja bei mir, dann spürt man deutlich, wie sich das ganze Leben des Waldes für sie öffnet, als würde es sie willkommen heißen. Ja, das ist Leben. So stelle ich es mir jedenfalls vor. Es ist zwar nur noch ein Rest davon in unseren Wäldern vorhanden, doch es ist jenes Leben, nach dem sich mein Geist immer so sehr gesehnt hat. Es ist ein Umfeld, in dem man niemals etwas im Auftrag leisten muß. Man kann sich um das kümmern, was sinnhaft erscheint, ohne dafür verurteilt und verhöhnt zu werden. Die Ethik der Menschen, sie ist zu einer Art Gefängnis

geworden, das uns konsequent von jeglicher Freiheit fern hält.

Sechs. Du.

Die Zeit vergeht erstaunlich schnell, wenn man sich erst einmal frei fühlt. Es sind inzwischen einige Tage vergangen. Ich bin jedoch ziemlich schwach. Zu wenig Nahrung gibt es hier für mich. Die heutigen Wälder, sie sind tatsächlich karg und überlebensfeindlich geworden. Es ist ein Glück, daß ich frisches Wasser in der Nähe habe. Einige Tage kommt man im Wald gut klar, wenn man Wasser hat und sich gut auskennt. Mit der Zeit jedoch, da geht einem Menschen die Kraft verloren. Auch wenn die Natur mich mit einer gewissen Härte aufgenommen hat, so ist sie gleichzeitig auch voller Güte und unvergleichlicher Schönheit. Für mich wäre die Rückkehr in die alte Welt keine Option. Wenn ich hier im Wald sterben werde, dann soll es eben so sein. Die alte Welt, sie hat mich des Lebens müde werden lassen. Diese Welt hier, sie schenkt mir das Gefühl, endlich angekommen zu sein.

Nach einer bewegten und interessanten Nacht mit Erja und den Tieren, liege ich auf dem weichen Waldboden und schaue dem Sonnenaufgang zu. Endlich ist sie wieder da, die wundervolle Sonne. Die letzten beiden Tage war sie hinter dichten Wolken verborgen. Leichter Nieselregen hat meine Sachen feucht und klamm werden lassen. Ist Erja bei mir, dann leide ich nicht unter der Kälte. Erja neutralisiert jedes Leid in mir. Es sind nur Körpersignale, die sie dann einfach nicht mehr zu meinen Gedanken vorläßt. Zu wichtig sind unsere Gespräche und unser Austausch zwischen Mensch und Lichtwesen. Erst wenn sie mich in den frühen Morgenstunden wieder verläßt, bleibe ich in meiner fleischlichen Hülle allein zurück. Nur selten ist sie mir auch bei Tag ganz nahe. So bin ich also auch heute ganz alleine und freue mich über den Anblick der Sonne. Meine Gelenke schmerzen. Ich werde später wohl wieder einige Zeit damit zubringen müssen, mir einige Zecken aus der Haut zu ziehen. Gerade als ich jedoch versuche, meine Augen noch für einige Augenblicke zu schließen, höre ich ein Geräusch, welches einfach nicht an diesen Ort gehört. Sofort bin ich hellwach. Menschen?!

Ich krieche hinter den breiten Baum in meiner Nähe, um nicht sogleich entdeckt zu werden. Inzwischen sind mir die Geräusche des Waldes sehr vertraut. Dieses Rascheln jetzt, es ist mir fremd. Ich warte ab und rege mich nicht. Vielleicht entfernt sich dieser Mensch wieder. Hoffentlich bemerkt er mich nicht.

Die Schritte nähern sich. Nein, eigentlich ist es mehr ein unbeholfenes Stampfen im Laub, das ich höre. Plötzlich ist es jedoch verstummt. Ich höre es nicht mehr. Vorsichtig sehe ich an dem Baumstamm vorbei in jene Richtung, aus der ich den Menschen meine, gehört zu haben.

Zunächst erkenne ich nichts Ungewöhnliches. Kein Lebewesen ist zu sehen. Erst als ich ganz genau hinsehe, entdecke ich ihn, den Menschen. Es ist ein junger Mann. Vielleicht halb so alt wie ich ist er wohl. Auf einem vermoderten Baumstumpf sitzt er. Ziemlich mitgenommen wirkt der Kerl. Seine Augen sind rot, als hätte er viel geweint. Dann höre ich ein Schniefen. Also heult er wohl noch immer. Seinen Kopf legt er zwischen seine Arme, welche er auf seinen Knien abgestützt hat. Das rechte Bein zittert nervös. Was mag nur mit ihm los sein? Es kann gut angehen, daß ihn die Traurigkeit und das Bedürfnis alleine sein zu wollen, in diesen Wald getrieben hat. Seltsam finde ich nur, daß er dazu so sehr weit in den Wald gegangen ist. Das ist ungewöhnlich, sehe ich einmal von mir selbst ab.

Es vergeht eine Weile. Ich beobachte ihn. Es ist zu hoffen, daß er bald wieder verschwindet. Doch er bleibt einfach nur dort sitzen und ist tief in seinen Gedanken versunken. Wenn er weiterhin dort sitzen bleibt, dann verschreckt er womöglich noch die Ljósálfar. Das darf nicht geschehen. Ich bin spontan etwas besorgt. Die Sonne senkt sich bereits etwas. Der Abend naht. Der Kerl muß einfach verschwinden. Groß genug ist er ja, der Wald, so daß es sicherlich auch noch andere vermoderte Bäume gibt, auf denen man heulen kann.

Ich beobachte ihn weiter. Dann kann ich es plötzlich selbst nicht fassen, solche Gedanken gehabt zu haben. Immerhin hat dieser arme Kerl ebenso das Recht hier zu sein, wie ich selbst auch. Es ist nur meine tiefe Abneigung gegen die Menschen, die mich so denken läßt. Diese Gedanken belegen letztlich nur meine Verbitterung. Doch in dem Augenblick, in dem ich meine Freiheit verteidigen muß, bin ich bereits nicht mehr frei. Ich beschließe daher, mich der Herausforderung zu stellen und den Typen anzusprechen. Das muß unbedingt noch geschehen, ehe es dunkel wird. Also erscheine ich vor meinem Baum und warte ab, was passiert. Doch der Kerl, er bemerkt mich nicht. Viel zu tief ist er in seine Gedanken versunken.

Fokus der Kerl:

Die Tränen wische ich mir weg. Alleine bin ich hier im Wald. Ich sitze nun hier auf diesem Baumstumpf und möchte nicht wieder zurück. Mich versteht ohnehin niemand. Mein Chef hat mich neulich entlassen, weil

ihm Kollegen zugetragen haben, daß ich schwul bin. Eine ganze Weile lang hat er jeden noch so kleinsten Fehler bei mir gesucht und alles gesammelt, nur um mich loszuwerden. Dabei meinen wir doch in dieser tollen Gesellschaft, so sehr aufgeklärt und tolerant zu sein. Lächerlich. Mein Chef jedenfalls, der haßt schwule Menschen. Für ihn sind wir alles nur kranke Tücken. Nach meinem Rauswurf zog ich mich zurück. Ich traute mich kaum mehr unter Menschen. Die Enttäuschung über meine Kollegen und meinen Chef, sie war einfach zu groß. Das hat mir richtig viel Leid zugefügt. Es gab dann auch immer wieder Ärger mit meinem Schatz. Probleme sind Gift für Beziehungen. Er konnte nicht verstehen, daß ich mich von solchen Leuten so leicht unterkriegen lasse. Ihn zog es derweil ins Nachtleben. Er wollte nach Feierabend eben noch Spaß haben und nicht nur frustriert in der Wohnung sitzen. Dann gab es den berühmten großen Knall zwischen uns. Er hat mich verlassen. Vielleicht hat er auch einen anderen Typen kennengelernt. Ich war ihm wohl nicht mehr gut genug. Jetzt sitze ich eben hier im Wald und sehne mich danach, meinem freudlosen Leben ein Ende setzen zu können. Ich weiß einfach nicht mehr weiter. Meine Arbeit ist verloren und meine Liebe ist zerstört. Zudem habe ich kein Geld mehr, um einigermaßen in einer derart feindlichen Welt überleben zu können. Ich habe es so satt, den Menschen gefallen zu müssen. Es ist eben so, wie es ist: Ich bin schwul. Bin ich deshalb ein schlechterer Mensch, arbeite ich schlechter oder überfalle ich deshalb alte Damen bei Nacht?

Plötzlich höre ich ein leises Rascheln. Ich blicke auf und sehe einen Mann direkt vor mir stehen. Vor Schreck falle ich fast von meinem Baumstumpf. Ich habe seine Annäherung nicht bemerkt. Er muß sich angeschlichen haben. Der Kerl ist schmutzig, nicht rasiert und stinkt furchtbar. Er ist ein Wilder. Ich habe Angst vor ihm. Ganz alleine bin ich mit diesem Ungetüm von Mann. Hoffentlich will er nichts von mir oder bringt mich um. Das ist Irrsinn. Soll er mich doch ruhig umbringen.

»Wa...Was wollen Sie?«, stottere ich nervös und versuche mein völlig verträntes Gesicht mit den Ärmeln meiner Jacke zu trocknen.

Fokus David:

»Das wollte ich dich gerade fragen.«, meine ich und gehe einen Schritt zurück. Ich bemerke, daß dieser junge Kerl offenbar Furcht vor mir hat.

»Ich sitze nur hier, weil ich allein sein möchte. Das geht Sie zudem überhaupt nichts an.«

»Doch, das geht es mich sehr wohl. Diese Lichtung hier, sie ist mein

Zuhause. Du befindest dich sozusagen mitten in meinem Wohnzimmer.«

Der junge Mann sieht mich erstaunt an, dann unsicher um und setzt sich wieder auf den Baumstumpf. Seine völlig verschmutzten Hände versucht er durch Klatschen seiner der Hände, etwas vom Waldboden zu befreien.

»Wie kann man hier wohnen? Sie sind verrückt, oder was?«

»Vielleicht bin ich das. Doch ich bin der Welt der Menschen überdrüssig geworden. So wohne ich nun hier in der Natur.«

»Also bist du ein Obdachloser, so eine Art Penner? Sag' das doch gleich.«

Fokus der Kerl:

Kaum haben diese Worte meinen Mund verlassen, bemerke ich plötzlich, daß ich den Fremden geduzt habe. Nur weil er ein Obdachloser ist, habe ich mir die Freiheit erlaubt, ihn nicht mehr zu Siezen und damit keinen Respekt bekundet. Allerdings duzt mich der Fremde doch auch. Dann darf ich das ebenfalls.

»Mir ist es völlig egal, wie du mich siehst. Offenbar bist du auch nicht gerade mit der Welt im Reinen. Ich beobachte Dich schon eine ganze Weile. Glücklicherweise scheinst Du wirklich nicht zu sein. Übrigens ich bin David.«

Fokus der Kerl:

Ich sehe diesen David einen kurzen Augenblick sprachlos an.

»Hallo, David, ich bin Frank. Schön, dich kennenzulernen.«, meine ich dann plötzlich zu David. Sie teilen sich immerhin ein seltsames Schicksal hier im Wald. Mir scheint es da vernünftiger zu sein, den Brückenschlag von David zu vollenden.

»Darf ich mich zu dir setzen, Frank?«, frage ich und zeige dabei auf die freie Fläche auf dem Baumstumpf neben Frank. Ich bemühe mich sehr, freundlich zu sein und dabei zugleich natürlich zu wirken. Jedoch hoffe ich noch immer, diesen Eindringling schnell wieder loszuwerden. Ich kann es einfach nicht zulassen, daß dieser Frank meine Beziehung zu den Ljósálfar stört. Frank ist ein Mensch. Soll er doch verschwinden und

wieder zu den anderen Bestien seiner Art gehen.

»Gerne, David. Aber dir ist schon klar, daß du eine ziemlich strenge Duftnote an dir hast, oder?« Ich zwinge mich zu einem kurzen und wie Gebell wirkenden Auflachen, um meinen scherzartigen Aspekt dieser Bemerkung damit zu kennzeichnen. Immerhin bin ich ganz alleine mit diesem stinkenden Schmutzfink in dieser Ödnis. Nicht einmal in seiner tiefsten Verzweiflung kann man heute offenbar alleine sein, um in Ruhe über den Freitod nachzudenken. Da kommt plötzlich so ein Wilder und nervt einfach nur.

Ich setze mich zu Frank auf den alten Baumstumpf. Es ist schon ein seltsamer Platz hier im Wald. Ich sitze so nahe an Frank, daß ich ihm am liebsten, meinen Arm um die Schulter legen würde, um bequemer sitzen zu können. Doch dieser junge Kerl, dem es offensichtlich ziemlich schlecht geht, ist mir immerhin völlig fremd. Sicher würde Frank so eine Geste für eine blöde Anmache halten. Das würde zudem schon ziemlich schwul wirken. Außerdem sagt er doch auch, ich würde stinken. Also sitze ich nun dann doch lieber unbequem neben diesem jungen Kerl, der offenbar ziemlich fertig mit der Welt ist. Tolle Situation ist das. Meine Laune hat einen Tiefpunkt erreicht.

»Was treibt dich an diesen einsamen Ort, Frank? Offenbar geht es dir nicht so gut.«, versuche ich, mehr von ihm zu erfahren.

»Ich habe das Leben einfach nur satt. Job verloren, Freund verloren, kein Geld mehr, um vernünftig leben zu können.«

»Ja, das klingt nicht so gut. Doch Arbeit kann man sicher leicht eine neue finden. Dann stimmt es auch wieder mit dem Geld. Deshalb braucht man doch nicht gleich den Kopf hängenlassen.«

»Eigentlich hast du recht, wäre da nicht noch der Umstand, daß ich schwul bin und mich zu Männern hingezogen fühle. Ich bin es müde geworden, mich ständig rechtfertigen und gegen Anfeindungen wehren zu müssen. Es gibt einige Menschen, die stecken diese geistlosen Spitzen in Gesprächen und die ständigen Beleidigungen einfach so weg. Doch ich leide darunter sehr und immer wieder neu. Ich bin so geboren worden. Warum muß ich mich wieder und wieder dafür rechtfertigen? Ich möchte doch nur so sein, wie ich von Natur aus bin und frei leben können?«

Ich bin überrascht von der Wut, mit der Frank mir diese Wort an den

Kopf wirft und froh darüber, meinen Arm nicht um Franks Schulter gelegt zu haben. Das wäre wohl das falsche Signal gewesen. Also sitze ich mit einem depressiven Homosexuellen im Wald, obwohl ich mich eigentlich auf meine Erja vorbereiten wollte. Das kann ich nun wohl vergessen. Allerdings faszinieren mich Franks Wort auch ein wenig. Hier haben sich also zwei Fremde mitten in der Wildnis getroffen, die beide an dieser scheinbar so sehr zivilisierten Welt der Menschen, zu zerbrechen drohen und nach Freiheit suchen. Das ist schon ein wenig ungewöhnlich, wie ich finde.

»Ich selbst habe nichts gegen Schwule, Frank. Viele Menschen sind eben in der heutigen Zeit sehr oberflächlich und nur so lange tolerant, wie es ihnen selbst keine wirklichen Mühen bereitet oder sie nicht selbst betroffen sind. Das ist zum Kotzen und scheinheilig. Seit vielen Jahren beobachte ich bereits den Verlust an Mitgefühlsmöglichkeit. Vor allem bei den Menschen der moderneren Gesellschaften grassiert offensichtlich eine Art Virus, das jegliche Empathie vernichtet und nur noch Verrohung hinterlässt. Mich wundert es nur wenig, daß ein sensibler Frank daran zerbrechen kann.«

Davids Worte beruhigen mich etwas. Wer ist dieser Kerl nur? Sieht man vom Schmutz und Gestank ab, dann ist David eigent,ich ein sehr netter Typ. Ich mag seine direkte und offene Art.

»Ach, David, man wird mit der Zeit dieser Dinge einfach nur müde. Es schmerzt sehr zu beobachten, wie anderen Menschen alles Gute einfach nur so zufällt, während man selbst um kleinste Fragmente Normalität kämpfen muß. Auch ein möglichst unauffälliges Dasein bedeutet, unfrei zu leben.«

»Hast du denn keine Familie oder jemanden, der zu dir steht? Vielleicht Freunde?«

»Ja, ich kenne eine Menge Leute, guter David. Viele wollen nur ihren Spaß und sind zumeist nur an Sex interessiert. Doch richtige Freundschaft ist da eher selten. Für meine Eltern bin ich eben nun einmal da, mehr aber auch nicht. Als ich in die Pubertät kam, da haben sie immer wieder versucht, mir Freundinnen zu verschaffen und mir irgendwelche Beziehungen zu Mädchen anzudichten. Sie hatten es damals schon geahnt, daß ich mich mehr für Männer interessieren würde, als für Frauen. So hatte ich immer wieder viele Mädchen um mich herum. Es ist offensichtlich schick, einen Schwulen in der Clique zu haben. Für eine gewisse Zeit war man dann nur eine Art Exot. Das war zunächst wirklich spannend für mich, aber wurde allmählich, zu einer

echten Last. Irgendwann hatte mich dann meine Mutter knutschend mit einem Mann in der Stadt gesehen. Da war sie, ihre Katastrophe. Das war es dann leider auch schon mit meinen Eltern. Der Vorhang schloß sich. Mit hochroten Köpfen haben sie am folgenden Abend versucht, zivilisiert mit mir die Angelegenheit zu besprechen. Ein heftiger und für mich schmerzhafter Streit wurde daraus. Er endete damit, daß ich nach einer Woche zu meinem Ex-Freund zog, weil ich es nicht mehr bei meinen Eltern aushielt. Seitdem herrscht Eiszeit zwischen uns. Du siehst also, es gibt keine Menschen, die wirklich zu mir stehen. Würde ich heute sterben, dann wäre es allen wahrscheinlich völlig egal. Mir bliebe nur noch die Möglichkeit, als Eremit im Wald zu hausen, so wie Du es offenbar bereits machst. Doch kann das der Sinn sein? Irgendwann kommen sie und holen dich wieder zurück. Dann stecken sie dich in die Nervenheilanstalt. Das war es dann. Diesen Stempel wirst du dann nicht mehr los.«

Ich weiß nur zu gut, daß Frank mit seiner Prognose recht hat. Allerdings hätte ich lieber auf diese deutliche Aussage von ihm verzichtet. Nach seinen Worten scheint es mir fast so, als wären sie beide zwei Aussätzige, die vor einer lärmenden Gesellschaftsmeute hergetrieben werden. Frank ist in einem schlechten Zustand. Er leidet sehr unter dieser ganzen Situation. Ich bin überzeugt, daß sich diese Stimmung bald auch auf mich übertragen wird. Zudem sehe ich meine wertvolle Beziehung zu den Ljósálfar in Gefahr. Allerdings verspüre ich auch Mitleid für Frank. Der junge Kerl sitzt hier im Wald, stets den Tränen nahe, ist völlig verzweifelt und innerlich fast aufgelöst. Ich möchte ihm nur zu gerne vermitteln, daß ich anders bin und ihn nicht für seine Homosexualität verurteile. Das dieses Thema in der heutigen Zeit noch so von Vorurteilen belastet ist, verärgert mich.

»Was machst du hier im Wald, David? Warum bist du nicht an Heim und Herd, sondern an diesem doch recht unwirtlichen Ort?«, fragt Frank.

»Ich bin hier, weil ich mich dafür schäme, ein Mensch zu sein. Mir ist die Welt der Menschen zu laut und zu verlogen geworden, als daß ich in ihr überleben könnte. Die Menschen schaden mir und werden mir mit der Zeit, den Tod bringen. Da bin ich mir sicher. Daher bin ich geflohen. Ich bin also nur ein Flüchtling, ganz ähnlich, wie auch du es bist.«

Es herrscht einen Augenblick betroffene Stille.

»Das ist also dein Heim, David? Eigentlich hast du es doch ziemlich schön hier. Man muß sich nur daran gewöhnen, so denke ich. Sicher verirren sich nur wenige Menschen hier in diesen Wald, oder?«

»Gelegentlich nähern sich Spaziergänger. Man kann diesen Umstand wohl nicht ändern.«

Inzwischen mag ich diesen stinkenden Mann. David ist eigentlich ganz mein Typ. Süß ist er, allerdings schon ein wenig alt. Doch er scheint mich wenigstens zu verstehen und meint es ehrlich. Ich fühle das.

»Von was lebst Du hier draußen? Du hast doch bestimmt Hunger.«

»Ich suche mir immer etwas im Wald. Frisches Wasser gibt es in der Nähe genug. Im Winter wird es da wohl deutlich schwieriger werden.«

»Du kannst nicht ewig hier draußen leben, David. Das weißt du doch, oder?«

»Ich muss. Die Freiheit ist mir wichtiger, als ein Leben unter dieser Art von Menschen. Sie töten mich jeden Tag ein wenig mehr, bin ich in ihrer Nähe.«

»Warum wanderst du nicht einfach aus? Es gibt sicherlich abgelegene Orte, an denen man alleine viel besser überleben kann.«

»Das hätte ich wohl auch getan, als ich noch jung war. Doch heute fühle ich mich schon zu schwach und zu alt, um irgendwo neu anzufangen.«

Ich empfinde für David Mitleid. Ich bin noch jung und gebe bereits auf. Da sitze ich hier jammernd und voller Selbstmitleid im Wald und könnte dabei einfach auswandern und irgendwo neu anfangen. Vielleicht finde ich irgendwo auf der Welt einen anderen Mann, den ich lieben kann. David ist ein netter, stinkender Kerl.

»Also bist du eigentlich zum Sterben hier, David?«

»Vielleicht ist es so.« Ich muß mich räuspern. »Aber zunächst erfreue ich mich der neu erlangten Freiheit vom Menschen.«

Dieser Frank ist ein netter Junge. Doch er muss jetzt wirklich allmählich verschwinden. Zu wichtig sind mir die Begegnungen mit Erja, um diese zu riskieren. Doch ich kann Frank nicht einfach vertreiben. Ich könnte heulen. Warum muß er gerade hier frustriert sein und kann das nicht einige Kilometer weiter entfernt sein? Nicht einmal in diesem Wald läßt man mir etwas Ruhe und Freiheit, bevor meine Zeit gekommen ist. Damit ist Frank leider auch nur ein Mensch, wie es diese anderen Menschen

dort in der Ferne sind, in ihrer scheinbaren Zivilisation.

»Ich wollte dir nicht zu nahe treten, alter Mann. Nur denke ich mir, daß du schon ein besseres Leben verdient hättest, als hier im Wald alleine zu hungern und zu frieren. Es ist nicht schön, wie die Menschen mit Ihresgleichen umgehen, nur weil sie eine andere Sicht der Dinge haben. Dabei gibt es nur wenige, die eine wirklich eigene Meinung haben. Viele Menschen leihen sich nur Meinungen aus, um diese situativ für sich einzusetzen und nachzuplappern.«

»Das ist wohl dann eher der Grund, warum wir beide hier sind. Eine Meinung zu verwenden ist für mich jedoch nur respektabel, wenn man sich diese selbst gebildet hat. Vielse dieser Leute jedoch, sie konsumieren andere Meinungen, als wären sie ein billiges Paar Schuhe. Für jede Gelegenheit wechseln sie diese, nur um bessere Außenwirkung zu erzielen. Sie verletzen damit und richten Schaden an, ohne das wirkliche Substanz hinter dem Gegurre ist. Fragt man nach, bohrt ein wenig, brechen viele sofort ein. Dann werden sie oft laut und ausfällig, versuchen sich aus dem Staub zu machen. Alles das, es ist sehr unschön.«

Unbequem ist es, mit Frank so eng gedrängt zu sitzen. Ich lege meinen Arm um ihn, um mehr Platz zu bekommen.

»Es ist besser so. Du hast doch nichts dagegen, oder? Aber nur nicht, daß du auf falsche Gedanken kommst.«

Ich grinse Frank an. Er lächelt nur. Mit einem Lächeln im Gesicht, da sieht der junge Kerl gleich wesentlich besser aus.

»Wir sollten aufbrechen. Ich denke es ist nicht gut, ewig im Wald zu bleiben, David. Wir sollten gehen und uns zukünftig gegenseitig stützen, um es mit diesen Menschen besser auszuhalten. Was meinst Du?«

Ich schüttele sogleich mit dem Kopf, als ich Franks Worte höre.

»Das ist keine gute Idee. Mein Leben bei den Menschen habe ich aufgegeben. Mich würde dort nur der baldige Tod erwarten. Da bin ich mir sicher. Bevor ich sterbe, da möchte ich zumindest ein wenig Zeit damit verbringen, das Gefühl von Freiheit zu erforschen. Das habe ich mir fest vorgenommen. Nein, Frank, ich werde nicht wieder in die Stadt gehen. Du bist wirklich ein netter Kerl. Vielleicht verbindet uns tatsächlich mehr, als nur diese Begegnung im Wald. Eventuell ist das sogar der

Beginn einer echten Freundschaft. Doch ich werde niemals wieder zurück zu den Menschen gehen.«

»Wir kennen uns tatsächlich kaum. Doch mag ich dich, David. Gerne würde ich dir ein Freund sein. Uns verbindet wohl wirklich mehr, als nur diese Begegnung. Auch mir widerstrebt es, zurück zu dieser verrückten Menschenwelt zu kehren. Dennoch ist es die Vernunft, die mich dazu drängt, irgendwann wieder in die Stadt zu gehen. Ich kann mein ganzes Leben nicht in diesem unwirtlichen Wald verbringen. Es gibt hier kaum Nahrung, nur viel Kälte und Feuchtigkeit, dazu keinen Schutz vor dem Wetter...und den Menschen. Wir sollten aufbrechen, David. Ich bitte dich. Sie werden ohnehin bald kommen und mich suchen. Auch du wirst sicherlich schon vermißt.«

Ich sehe David auffordernd an. Dieser arme Mann wird hier sterben, lasse ich ihn einfach zurück. Er hat ein gutes Herz. Vielleicht ist er auch ein wenig verrückt. Das mag alles sein. Doch es muß einen Weg geben, ihm ein würdevolles Leben zu ermöglichen. Das ist schon erstaunlich. Seit ich ihn kenne, da denke ich kaum mehr an meine eigenen Probleme. Sie erscheinen mir plötzlich sehr reduziert und nahezu zwergenhaft. Ich befasse mich kaum mehr mit dem Gedanken, von den Menschen verletzt worden zu sein. Davids Schicksal, es lenkt mich ab. Auf irgendeine Weise benutze also auch ich ihn nur. Auch wenn ich ihm nur Gutes wünsche, so ist es nur mein Wunsch, aber eben nicht seiner. Nur weil mir sein Wunsch ungewöhnlich und bizarr erscheint, wische ich ihn einfach so vom Tisch. Plötzlich fühle ich mich ertappt und ziemlich schäbig.

»Was ist los, Frank? Ja, wir beide werden diese Menschen hier zu uns in den Wald locken. Das erkenne ich nun auch. Offenbar habe ich diesen Umstand wirklich verdrängt. Sie werden uns natürlich irgendwann vermissen und uns schon bald suchen. Es darf niemand aus ihrem System einfach so ausbrechen. Daher ist es wohl besser, wir trennen uns nun rasch. Du gehst den Weg, den du gehen möchtest, ich eben jenen, den ich für mich gangbar halte. Was meinst du? Selbst wenn du zurück in die Stadt gehst, so wirst auch du sicherlich einen Weg finden, um doch wieder einigermaßen glücklich zu werden. Es ist keine Schande als schwuler Mann, andere Männer zu begehren. Ein Witz ist es, daß ich das betonen muss. Wenn es einen Fehler gibt, dann liegt er bei jenen Menschen, die das bis heute noch nicht begriffen haben. Sie sollten sich grämen, weinen und Selbstzweifel üben, aber doch nicht du...«

David Worte sind mir eine Wohltat. Ich fühle Aufrichtigkeit in ihnen. Er hat recht. Es ist nicht gut, wenn zwei Männer sich hier im Wald verkriechen

und insgeheim hoffen, nicht entdeckt zu werden. Ich möchte auch sein Vorhaben nicht in Gefahr bringen. Er ist ein guter Mann und hat es sicher nicht verdient, hintergangen zu werden.

Dann stehe ich auf und streiche ich ihm sanft über den Kopf. David zuckt nicht einmal. Er läßt es sich gefallen. Es ist schön, daß es ihm nichts ausmacht.

»Also habe ich beschlossen, in die Stadt zu gehen. Wenn du nicht mitkommen möchtest, David, dann kann ich das gut verstehen. Es ist deine Entscheidung, die ich respektiere. Doch werde ich mich um dich sorgen. Du wirst frieren, kaum Nahrung haben, hier vielleicht sterben. Wie kann ich das alles zulassen und damit leben?«

»Indem du verstehst, daß mein Leben bereits verwirkt ist. Du schenkst mir die Hoffnung auf das Erleben von Freiheit und damit auch, auf etwas Glück. Ich weiß kaum noch, wie Glück sich anfühlt. Es ist so sehr lange her, Glück gefühlt zu haben, daß ich mich kaum mehr erinnern kann. Hier im Wald beginne ich, diese Empfindung allmählich neu zu erlernen. Was kann sich ein Mensch denn mehr wünschen?«

»Nun gut, so sei es. Dann werde ich jetzt aufbrechen. Ich danke dir für deinen warmherzigen Beistand. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät. Es wäre schlimm, wenn du wegen mir Ärger bekommen würdest, David.«

Frank dreht sich um und entfernt sich langsam von mir. Nach einigen Metern dreht er sich erneut um und lächelt. Dann ruft er: »Ade, David. Freund!«

Ich hebe meinen Arm und winke Frank zurück. »Ade, Freund!«, rufe ich leise, jedoch auch etwas nachdenklich, zurück. Dieser junge Kerl, er sieht so angreifbar aus, wie er dort zwischen den Bäumen seine Weg sucht. Ein Wiedersehen wird es wohl kaum geben. Dann verfolge ich, wie sich mein neuer Freund immer weiter von der Lichtung und mir entfernt. Dann ist er nicht mehr zu sehen.

Etwas Wehmut spüre ich in mir. Ich habe Frank wirklich lieb gewonnen, wie es scheint. Ein guter Junge ist er. Doch ist er wirklich ein Freund? In unserer heutigen Zeit wird der Begriff Freund recht inflationär gehandelt. Es wäre sicher sehr schön, würde er ein Freund sein. Ob Frank eine gute Prognose in Gesellschaft dieser Menschen hat, kann ich nicht sagen. Wünschen würde ich es ihm von ganzem Herzen. Er hat es verdient. Daher ist es auch besser, unsere Wege trennen sich hier.

Meine Welt, sie würde ihn doch nur verstören. Sie würde ihn immer weiter in ein Abseits und in die Einsamkeit drängen. Er ist doch noch ein junger Mann.

Sieben. Entscheidung.

Ein wenig Zeit vergeht. Die Dämmerung hat bereits eingesetzt. Ich sitze noch immer auf dem alten Baumstumpf. Mir ist inzwischen etwas kalt. Über Frank habe ich nun eine Menge nachgedacht. Eine richtige Entscheidung ist es gewesen, daß er gegangen ist und ich geblieben bin. Nun warte ich auf Erja. Auch aus diesem Grund war es wohl eine richtige Entscheidung gewesen. Es ist nicht leicht zu sagen was wohl geschehen wäre, würden sich Erja und Frank begegnet sein. Doch das Risiko, mir meine wichtige Beziehung mit den Ljósálfar zu versauen, das war mir einfach zu groß. Aber nun hat sich alles doch zum Guten gewendet. Erja wird kommen. Ich vermisse sie bereits sehr.

Mir ist ganz kalt, als ich meine Augen öffne. Ich muß tatsächlich eingeschlafen sein. Wann ich mich neben den alten Baumstumpf gelegt habe, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls ist es jetzt vollkommen dunkel im Wald. Das Wetter ist schlecht. Es regnet ein wenig. Dieses leise Rauschen vom Regen, es hat mich wohl aufgeweckt. Von den Ljósálfar oder Erja ist nichts zu sehen. Stöhnend stehe ich vorsichtig auf. Jeder Knochen und jedes Gelenk in mir scheinen zu schmerzen. Jedenfalls fühlt es sich so an. Mein Kreislauf ist zudem noch völlig im Keller.

»Guten Abend. Können Sie sich ausweisen?«, höre ich plötzlich eine Stimme hinter mir. Als ich mich umdrehe, sehe ich drei Männer. Einer der Männer schaltet seine Taschenlampe ein. Es sind drei Polizeibeamte. Nun kann ich sie deutlich erkennen.

»Nein, kann ich nicht. Ich lebe hier. Sie haben mich geweckt.«, antworte ich mürrisch.

»Das tut uns leid. Aber uns liegt eine Meldung vor, dass hier zwei verdächtige Männer herumlungern und wild campen würden. Also können Sie sich nun ausweisen, oder nicht?«

»Wie ich ihnen schon versucht habe mitzuteilen, kann ich mich nicht ausweisen. Ich gehöre nicht mehr zu ihrer Welt und habe daher auch keinen Ausweis. Mit den Menschen möchte ich nichts mehr zutun

haben.«

»So, so, das ist ja interessant. Trotzdem müssen wir wissen, wer sie sind und prüfen, ob etwas gegen sie vorliegt. Bitte folgen Sie uns auf die Dienststelle. Geht das mit uns zusammen hier so klar, oder werden Sie uns Schwierigkeiten bereiten?«

»Ich habe nichts mehr mit ihrer Welt zutun. Ihre Gesetze, das System, einfach alles ist nicht Teil meiner Welt. Daher habe ich auch keinen Ausweis und ebenso kein Geld. Sie haben nicht das Recht, mich einfach mitzunehmen. Ich bin ein freier Mann.«

Zwei der Polizisten sehen sich kurz an. Einer meint dann zu mir: »Sie wissen, dass das nicht so sein kann. Sie wissen das. Wir wissen das. Also folgen sie uns bitte freiwillig, oder wir müssen sie gegen Ihren Willen mitnehmen.«

Der dritte Polizist steht bereits hinter mir. Gegen diese drei Männer habe ich kaum eine Chance. Also entschliefte ich mich, doch mit ihnen zu gehen. Vielleicht lassen sie mich rasch wieder laufen, und ich kehre schon bald zurück zu dieser Lichtung. Sperren sie mich ein, werde ich wohl nicht mehr lange leben. Diese Welt der Menschen, sie ist Vergangenheit für mich geworden. Doch wenn ich mich jetzt nicht füge, dann sperren sie mich ein. Wenn ich zuviel erzähle, dann stellen sie mich mit Tabletten ruhig und schalten meinen Verstand aus. Ich muß mich also fügen, ob ich es nun möchte, oder nicht. Freiheit kennen sie nicht.

Wir gehen gemeinsam zuerst auf einen Waldweg. Sie sprechen dabei kaum mit mir. Einer flucht ein wenig. Ihm ist es zu finster. Er sehnt sich nach der warmen Wache und nach einem heißen Kaffee. Dem Weg folgen wir, bis auf einen Parkplatz. Dort steht der Polizeibus. Sie schieben mich auf eine Rückbank.

Während der Fahrt, sehe ich aus dem Fenster. Meine Stirn habe ich seitlich an die kalte Scheibe gelehnt. Einer der Beamten sitzt mir gegenüber. Er fragt mich immer wieder nach meinem Namen und meinem tatsächlichen Wohnort, also wo ich denn eigentlich gemeldet sei. Ich antworte ihm nicht, sehe einfach nur aus dem Fenster. Ich fühle mich schlecht. Heulen könnte ich. Warum lassen sie mich nicht einfach so leben, wie ich es mag? Wem schade ich denn damit, im Wald bei Erja zu sein? Es ist doch mein Leben. Die Ljósálfar haben meine Entführung aus dem Paradies sicherlich mitverfolgt. Mir geht es nicht gut. Dann fragt

der Beamte mich nach meinem Alter und dem Geburtsort. Der Mann ist mir egal. Er schüttelt nur fassungslos seinen Kopf. Die Polizisten haben nichts von mir. Meine Taschen haben sie durchsucht. Ich hatte natürlich nichts bei mir. Nur ein alter, schmutziger und stinkender Mann, das bin ich. Ich bin ein Landstreicher, das werden sie wohl annehmen. Das ist verboten. Es ist verboten, sich für das wenig Freiheit zu entscheiden, die man in diesem Land eventuell noch finden kann. Wer sind sie schon, dass sie mich zu ihrer Art Leben zwingen? Machthaber, Diktatoren und Gewaltherrscher sind sie, das weiß ich nun.

Auf der Wache angekommen, verhören sie mich weiter. Einen Kaffee weise ich jedoch zurück. Das viele Licht der Stadt, ich lehne es ab. Mir brennt es in den Augen. Zudem ist überall Lärm. Nach meiner Zeit im Wald, quält es mich nun ganz besonders. Die Menschen brauchen den Lärm, um sich von der Stille abzulenken. Stille bedeutet, mit sich selbst allein zu sein. Sie erzwingt die Auseinandersetzung mit sich selbst. Ohne Licht und Lärm, da entdeckt man sich als Mensch. Diese schlichte Selbsterfahrung meiden viele Menschen. Sie erkennen dabei plötzlich eine fremde, angreifbare Kreatur, die sie selbst sind. Das alles verängstigt sie. Unsicherheit zieht bei ihnen ein.

Die Beamten fragen und fragen. Doch ich habe keine Antworten für sie. Ich fühle mich dünnhäutig und überall entzündet. Im Wald auf der Lichtung, während meiner guten Zeit dort, da habe ich vom süßen Honig gekostet. Was vorher noch etwas bitter war, das ist für mich nun ungenießbar geworden.

Nach einigen Stunden finde ich mich in einer Zelle wieder. Sie ist karg und fast vollkommen leer. Mir gefällt sie jedoch besser, als der Rest der Wache und die Stadt. Ich bin alleine. Endlich bin ich wieder alleine. Menschen sind nicht um mich herum. Keiner fragt mich mehr, oder will etwas von mir. Ich weiß noch nicht, was sie mit mir anstellen werden. Jedoch ahne ich, daß ich wohl nicht so schnell wieder in den Wald kommen werde. Einfach bei der nächsten Gelegenheit fliehen ist auch sehr schwierig und der Ausgang einer Flucht, er ist ungewiß. Sie würden mich suchen, mir nachstellen und mich rasch finden. Es ist eben ein Verbrechen, frei sein zu wollen. Du mußt ihr Leben leben, ihr Essen essen, mit ihren Scheinen und Münzen bezahlen. Vermeidest du Licht und Lärm, dann bist du absonderlich, eine Gefahr und unter dem ständigen Verdacht, mit dem Bösen einherzugehen.

Ich habe plötzlich Angst. Der Blick auf meine Zukunft wird allmählich frei. Da ist jedoch nicht viel. Was dort noch ist, es wird endgültig sein. Ich erkenne etwas, was man nicht anfassen und nicht sehen kann. Die

Zukunft liegt in mir. Sie ist dabei nicht mehr, als nur eine einfache Entscheidung. Doch die Klarheit mit der ich sie plötzlich erkenne, sie erfüllt mich mit Grauen. Ich denke kurz darüber nach, warum die Polizei mich gefunden hat. War es Frank, der mich vielleicht verraten hat? Nein, glauben möchte ich das nicht. Frank hatte verstanden, worum es mir ging. Er ist ein guter Junge.

Es vergeht einige Zeit, bis sich die Tür zu meiner Zelle wieder öffnet. Man bringt mich fort. Wieder in den Polizeibus und wieder eine Fahrt durch die abscheuliche Stadt. Erneut blicke ich wortlos aus dem Fenster. Wir fahren auf das Gelände eines Krankenhauses. Offenbar wissen sie nicht, was sie sonst mit mir anstellen sollen. Sie liefern mich in der Psychiatrie ab. Da sollen die Ärzte wohl versuchen, etwas aus mir heraus zu bekommen. Man nimmt mich nett und falsch in Empfang. Aber dennoch bemerke ich, dass ich auch hier nicht einfach weggehen kann. Ich kann nicht fliehen. Doch warum muss ich überhaupt fliehen? Man möchte mich nur von der Bildfläche verschwinden lassen. Aus dem Blick, aus dem Sinn, so heißt es doch.

Man untersucht mich. Eine junge Frau sitzt mir gegenüber. Sie lächelt mich an. Es ist ein widerliches Lächeln. Ich kenne dieses aufgesetzte Lächeln bereits. Es ist das typische Joblächeln. Sie verdient ihr Geld damit, ihre Patienten anzulächeln und ihre vorgefertigten Fragen zu stellen. Eine blutjunge Frau ohne Lebenserfahrung wird über mich, den vierzig Jahre alten Mann ohne Namen, urteilen. Das baut mich just nicht wirklich auf. Ich habe dieses ganze System der Menschen einfach nur satt. Das ist kein Geheimnis. Warum werde ich hier unter Verschluss gehalten und muß mich rechtfertigen? Niemandem habe ich Schaden zugefügt. Keine Kosten habe ich verursacht. So bleibe ich bei meiner Taktik, einfach nicht mehr zu sprechen. Es gibt nichts, was ich mit den Menschen hier zu besprechen hätte. Nicht eine Unze mehr wert sind sie, als ich es bin. Sie sollen mich nur endlich freilassen.

Die Nacht ist schrecklich. Sie prüfen immer wieder, ob ich brav schlafe. Schlafe ich nicht, muß ich Tabletten nehmen, um endlich zu schlafen. Es ist entwürdigend. Ich leide mit jedem weiteren Augenblick meiner Gefangenschaft. Die Kunstblumen auf dem Tisch, die sind mir wirklich kein Trost. Das Abendessen habe ich verschmährt. Abgepacktes Essen auf Plastikgeschirr ist ekelhaft. Mir ist ohnehin schon übel. Bett, Tisch und Schrank, alles ist unpassend für mich und wirkt auch mich geradezu grotesk. Als wäre ich eine kleine Puppe in einem winzigen Puppenhaus, so fühle ich mich. Wenn nicht bald etwas geschieht, dann muß ich mich für meinen Pfad der Zukunft entscheiden.

Gegen 3 Uhr am Morgen nehme ich plötzlich den Geruch von duftenden Blumen wahr. Die Plastikblumen können es eher nicht sein. Ich hebe meinen Kopf und sehe zum Fenster. Eine helle Kugel, sie ist nur ganz winzig, tanzt vor der Scheibe auf und ab. Dann schwebt sie einfach durch das Glas hindurch und ist bei mir im Raum. Sofort kommt mir der Gedanke, das es die Ljósálfar sind. Sind sie mir zu diesem unwirtlichen Ort gefolgt? Vielleicht ist es Erja, die mich sucht. Ich hoffe es insgeheim. Dann nehme ich dieses schrille Pfeifen wahr, das ich von Erja bereits kenne. Ich konzentriere mich, wie ich es gelernt habe. Mir geht es nicht gut. Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Doch allmählich erkenne ich die Stimme Erjas in dem Geräusch. Immer deutlicher verstehe ich sie.

»David, warum hast du mich verlassen? Du bist diesen seltsamen Menschen gefolgt. Ich vermisse dich.«

»Erja, du bist hier? Ich war schon ganz davon überzeugt, dich verloren zu haben. Die Menschen haben mich gefangen. Sie geben mich nicht wieder frei. Es wird mir wahrscheinlich kaum mehr möglich sein, zu unserer Lichtung zu gelangen.«

»Warum handeln die Menschen so? Sind sie so sehr voller Wut gegen dich?«

»Sie sind nicht voller Wut. Sie dulden nur keine echte Freiheit für die Menschen. Man muß sich ihren Systemen unterordnen. Folgt man dieser Regel nicht, so wird man eben dazu gezwungen. Nur wer ihnen und ihren Regeln folgt, der ist für sie ein mündiger Mensch. Sie können nicht anders.«

»Dann verlasse dieses Zimmer, dieses Haus und die Stadt doch einfach, David. Sie werden dich schon nicht gleich töten, oder?«

»Du verstehst nicht, Erja. Sie würden mich immer wieder zurückbringen. Würde ich dann mit Gewalt fliehen, täten sie mich wohl tatsächlich irgendwann verletzen, womöglich auch töten. So sind sie eben, die Menschen.«

»Sie haben sich in all den Jahrhunderten nicht verändert. Menschen lernen nicht kultiviert. Sie lernen nur sehr schwer und immer wieder nur durch wiederholtes Leid und Entbehrungen, jedoch keinesfalls durch Einsicht und Vernunft. Dich hier eingesperrt zu sehen, das erschüttert mich, mein lieber David.«

»Du kannst mir nicht helfen, Erja. Ich muß mich entscheiden. Wähle ich die Freiheit, dann werde ich sie nicht mehr als Mensch finden und leben können. Eine andere Option sehe ich leider nicht mehr für mich. Ich werde mein Dasein als Mensch aufgeben müssen. Ich bin in eine Zeit hineingeboren worden, in die ich einfach nicht gehöre. Für die Menschen bin ich nur eine Laune der Natur, eine auszuradierende Krankheit und eine subtile Bedrohung. Ohne Namen, Unterordnungswillen und Ausweis werde ich als Mensch einfach ausgewiesen. Wo soll ich denn nur hin? Habe ich kein Recht auf ein Leben in dieser Welt? Ei, Samenzelle und Nabelschnur waren doch nicht im Wesentlichen anders beschaffen als all jene, der anderen Menschen. Oder doch?«

»Mein lieber Freund, es findet sich die Anlage zum Begreifen der wahren Freiheit in jedem Menschen. Nur bei manchen Menschen, da erscheint die Blüte dieser Pflanze bereits schon im Winter. Sie ist zu dieser Zeit eine erste Ahnung, nur ein Omen, für die vielen anderen Wesen der Welt, daß ein großes Blütenmehr im Frühling naht. Jedoch im Winter, da ist die Blütezeit für diese frühen Blüten immer nur von kurzer Dauer. Kaum eine von ihnen erreicht den Frühling.«

Ich verstehe gut, was mir Erja damit zu sagen möchte. Jede Idee hat ihre Zeit. Auch wenn ich in diese Zeit gehöre, da ich in sie hinein geboren wurde, so sind meine Gedanken nur jene frühe Blüten im Winter. Ob es nur die Hoffnung Erjas ist, kann ich nicht sagen. So lange schon leben die Ljósálfar verborgen und heimlich an unserer Seite. Doch auch wenn Erjas Anwesenheit ein Trost für mich ist, so stehe ich nun vor einer persönlichen Entscheidung. Sie ist unausweichlich, und sie ist Wahrheit. Es mag sein, daß Erja eben wegen dieser Wahrheit bei mir ist. Ljósálfar sind Arbeiter im Weinberg der Wahrheit. Wahrheiten sind ihr Lebenssinn. Doch für mich ist diese Frage nur von geringer Bedeutung. Es geht für mich und mein Sein nur um diese eine einzige und entscheidende Wahrheit.

Ich entscheide mich für die Freiheit.

Acht. Wahrheit.

Die Tür öffnet sich am Morgen. Ich liege auf dem Boden vor meinem Bett. Ich bin wach. Meine Augen sind geöffnet.

»Guten Morgen. Es gibt Frühstück.«

Ich reagiere nicht.

»Haben sie die ganze Nacht auf dem Boden gelegen?«

Mir ist es egal, was die Frau von mir denkt. Weiter erntet sie nur Schweigen von mir. Ich habe mich entschieden. Seit Stunden liege ich hier und trenne mich von meinem Leben. Die Vergangenheit streife ich ab. Dem Augenblick gebe ich mich hin. Was ich bisher krampfhaft festgehalten habe, das lasse ich nun los.

»Hallo? Geht es Ihnen gut?«

Die Schwester schaut nach mir. In ihrem Gesicht ist Besorgnis zu erkennen. Dann läuft sie aus dem Raum. Sie wird wohl einen Arzt holen.

Innerlich bin ich vollkommen gelöst, jedoch auch bedrohlich verletzt. Mein Körper wehrt sich gegen seine Aufgabe. Doch mein Geist und mein Wille, sie gebieten ihm Einhalt. Er ist doch nichts weiter, als nur ein Relikt der Gefangenschaft.

Zusammen mit dem Stationsarzt kommt die Schwester wieder. Er untersucht mich eilig.

»Haben Sie etwas genommen? Hallo?«, fragt er mich. Doch ich reagiere nicht. Natürlich habe ich nichts genommen.

»Er hat einen sehr niedrigen Blutdruck, und der Puls ist schwach.«, meint der Arzt.

In der offenen Tür steht plötzlich ein junger Mann. Es ist Frank. Er wirkt erschreckt. Was macht Frank hier? Hat er mich womöglich doch an die Polizei verraten. Sicher hat er es dann nur gut gemeint. Ich schließe meine Augen und konzentriere mich auf das Loslassen. Die Freiheit ist mein Ziel.

»Es wird immer dramatischer. Sein Puls stimmt einfach nicht.«, meint der Arzt und zieht eine Spritze auf.

Frank kommt ins Zimmer. Er steht nun direkt neben mir. Der Arzt gibt mir eine Spritze. Kurz darauf spüre ich, wie sie wirkt. Dann erkenne ich, dass es eigentlich so sehr einfach ist. Mein Geist ist um so vieles stärker als alles, was sie mir jemals spritzen könnten. Behutsam zwingt mich meinem Körper zum Gehorsam. Ich löse mich allmählich von ihm.

»Er rutscht mir weg. Schnell, holen sie das Team!«, faucht der Arzt die Schwester an.

Frank ist da. Ich sehe in weit aufgerissene Augen. Sie liegen feucht in einem verzerrten Gesicht. Schmerz hat seinen Ausdruck gefunden. Eine Aura der Ohnmacht und Fassungslosigkeit umgibt diesen entwaffneten Menschen. So betrachte ich ihn gebannt. Ich bin auf der Suche.

Die strahlenden Augen, wo sind sie geblieben? Sie sind nicht zu erkennen. Verzweiflung hat jeden Glanz in zahlreiche Tränen zertrümmert. Das Glück haben sie aus dem Gesicht gewaschen.

Ich spüre kaum mehr etwas. Meine Furcht ist völlig von mir gewichen. Nur noch diesen hilflosen Menschen sehe ich. Er blickt unsicher auf mich herab. Meine Hand hält er. Sie kann ich nicht spüren. Seinen Duft nur noch einmal riechen können, das wäre es jetzt. Er ist mir ein Freund.

Eisige Kälte ist noch in mir. Sie breitet sich aus. Ich sehne mich nach seiner Wärme. Mein Leben fällt von mir ab. Deutlich kann ich es spüren. Zu schwer ist die Verletzung. Was mir nun bleibt, daß ist dieser Mensch und seine Verzweiflung. Ich sehe ihn an. Entsetzen und Furcht sind enttarnt.

Von mir gewichen sind sie, nun bei ihm und in Fülle präsent. Sie sind Gefühle. Als Ausdruck des Lebens, so bietet er sie mir an. Was einst als Fluch der Sterbenden galt, das entdecke ich nun, als eine Gabe der Liebe. Im letzten Augenblick bin ich bereit für dich, mein Mensch und Hoffnungsträger.

Wie weich und warm sie doch sind, diese Tränen in deinem Gesicht. Tragen sie doch deine Zuneigung und Liebe zu mir. Du bist bei mir. Auf dem Pfad des Todes, dort folgst du mir ein kleines Stück. Unverkennbar ist die Verzweiflung und der Schmerz in deinem Ausdruck. Doch dieser Weg ist nicht für dich bestimmt.

Dieser Mut und diese Treue eines Freundes, sie berührt mich. Sie läßt mich die eisigen Schauer ertragen. Ich bin müde. Diese bleierne Müdigkeit, sie entfernt mich von dir. Kaum mehr nehme ich dich noch wahr. Die Zeit scheint nun gekommen zu sein. Wir müssen uns nun trennen. Kehre um und lebe. Ich habe dich lieben gelernt. Es ist ein Geschenk für die Ewigkeit. Verwahre es gut, mein Freund.

»Bitte gehen sie zur Seite. Wir müssen reanimieren.«

Frank wird aus dem Raum gedrängt. Er hatte von dem vermeintlich Unbekannten aus dem Wald in der Tageszeitung gelesen. Eine kleine Randnotiz war es nur gewesen. Doch Frank hatte sofort gewußt, wer hier gemeint war. So hatte er sich beeilt, sogleich in die Klinik zu fahren, um David beizustehen.

Nachdem sich die Tür zu David geschlossen hat, sieht Frank seinen Freund David niemals wieder. David hat einfach so aufgehört, zu leben. So sehr sich die Ärzte auch bemühen, sie können diesen unerklärlichen Willen der Natur einfach nicht brechen. Der unbekannte Patient, er stirbt.

David wird auf dem Armenfriedhof der Stadt beerdigt.

Der Tag ist ein wenig grau. Nur Frank erscheint bei der Beerdigung. Ihn erschüttert es sehr, daß ein so warmherziger Mensch, wie David es war, niemanden hat, der um ihn trauert. Es ist auch nur eine kleine und recht schmucklose Urne, die in den Boden gelassen wird. Ein kurzer Abschied. Nun hat David wohl endlich seine Freiheit gefunden.

Frank jedoch, er möchte ein neues Leben beginnen. Er zieht aus der Stadt weg. Diese aufrichtige Freundschaft zu David, so kurz sie auch gewesen sein mag, sie gibt Frank neuen Mut. Er möchte sich seiner Homosexualität stellen und nach einer neuen Liebe und etwas Glück im Leben zu suchen. Sollte es auch nur einen einzigen Menschen geben, für den er so viel empfinden würde, wie für diesen ungewöhnlichen Hetero David, dann hätte sich der ganze Aufwand schon gelohnt. Nur einen einzigen echten Freund zu finden, das ist jede Mühe wert.

Als die Dämmerung anbricht, läßt Frank das Grab von David hinter sich. Nur noch einiges Mal dreht er sich noch einmal zu seinem Freund um. Einen kurzen Augenblick lang meint er, eine winzige schimmernde Kugel über Davids Grab hinweghuschen zu sehen. Doch es dämmt bereits erheblich. Sicherlich haben ihm seine Augen nur einen Streich gespielt.

Weitere Arbeiten von Alexander Rossa findest Du unter:

<http://www.yberseh.de>

Bitte empfehle dieses kostenlose E-Book weiter, sollte es Dir gefallen haben.

Auch über Verlinkungen auf Homepages, Facebook, Google+, Foren etc. freut sich der Autor sehr.